AUG 2 4 1955

ZEIT-WENDE

DIE NEUE FURCHE

HERAUSGEGEBEN VON WOLFGANG BÖHME · OTTO GRÜNDLER
FRIEDRICH LANGENFASS · EBERHARD MÜLLER · RUDOLF ALEXANDER
SCHRÖDER UND REINOLD VON THADDEN-TRIEGLAFF

AUS DEM INHALT

WOLFGANG BÖHME — ABKEHR VOM MATERIALISMUS
MARTIN ELSÄSSER — WOHNUNG UND LEBENSGEFÜHL
RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER — ENTWERTUNG DES WORTES
HANS ASMUSSEN — IM VORFELD DER ETHIK
ERICH DETHLEFFSEN — DER ZUKÜNFTIGE UNTEROFFIZIER

8 XXVI. JAHRGANG
AUGUST 1955

PACIFIC LUTHERAN THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY

VERLAG SONNTAGSBLATT · VERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Wolfgang Böhme: Abkehr vom Materialismus 505
Ernst Kinder: Einen ketzerischen Menschen meide 510
Martin Elsässer: Wohnung und Lebensgefühl 512
Rudolf Alexander Schröder: Entwertung des Wortes 520
Gerhard Heintze: Das Geheimnis wirksamer Verkündigung . . . 529
Albrecht Hege: Alltag der Landfrau 538
Marie Luise Kaschnitz: Ewige Stadt. Gedichte 545

Berichte und Kommentare

Hans Asmussen: Im Vorfeld der Ethik 546
Erich Dethleffsen: Der zukünftige Unteroffizier 551

Stimmen von draußen

Zweideutige Koexistenz 558
Ein Kriegsdienstverweigerer 559
„Wir hacken weiter . . ." 560
Die Schweiz — Kreuzweg der Kulturen 561

Bücher

Kirche und soziale Wirklichkeit 563
Geist und Enthusiasmus 564
Das urchristliche Ältestenamt 565
Für die Privat-Andacht 565
Anweisung zum Denken 566
Zweierlei Kausalität 567
Kunstbücher in Reihen 568
Im Zauberwald der Worte 569
Gewalt der Bilder 570
Die Freiheit im Irrenhaus 570
Don Camillo in Schweden 571

Randbemerkungen

Respekt vor dem Tanzlehrer 572
Fasse dich kurz! 574
Vom Wochenlohn zum Jahreslohn 575
Zwiesprache 576

Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 13, Salbeistraße 15, Fernruf 36 29 26; Dr. Wolfgang Böhme, Frankfurt a. M., Reuterweg 34, Fernruf 5 88 70

Verlag Sonntagsblatt G.m.b.H., Hamburg, Jenischstraße 48

Druck: Flensburger Druckerei, Flensburg, Nikolaistraße 7

Die „Zeitwende" kann über jede Buchhandlung, durch Bestellung beim zuständigen Zustellpostamt oder direkt vom Verlag bezogen werden. Einzelheft DM 2,20; Vierteljahresabonnement DM 6,— zuzüglich Zustellgebühr. Konten des Verlages: Postscheck Hamburg Nr. 1640 80. Bankkonto: Hamburger Sparcasse von 1827, Bezirksstelle Hamburg-Nienstedten, Girokonto 65/f 30 309. Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 7. 1953.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.

ZEITWENDE · DIE NEUE FURCHE

26. JAHRGANG / HEFT 8 AUGUST 1955

Abkehr vom Materialismus

Wir stehen an einem Wendepunkt. Der Urlaub der Deutschen von der Weltgeschichte ist endgültig zu Ende. Souveränität, so hat es Hans Hermann Walz vor einem Monat an dieser Stelle formuliert, bedeutet „weltpolitische Mitverantwortung". Der Aufbau einer Armee ist nur *ein* Ausdruck dafür. Ein anderer, wichtigerer ist die Teilnahme der Bundesregierung an den Verhandlungen zur Beendigung des kalten Krieges, die Einladung des Bundeskanzlers nach Moskau.

Besorgte Stimmen fragen, ob das deutsche Volk der Stunde innerlich gewachsen sei. Welche Einstellung bringt es — nach zehnjährigem „Schlaf" — in den Lauf der Geschichte ein? Es fällt auf, daß die meisten Deutschen seit 1948 in der Hauptsache mit der Wiederherstellung ihrer materiellen Existenz, mit dem wirtschaftlichen Wiederaufbau beschäftigt sind. Walz hat davon gesprochen, daß die Wiedergewinnung der Souveränität auf viele darum so wenig Eindruck machte, weil das deutsche Volk vollauf damit zu tun habe, „sich seine alte . . . Stellung im Kreis der Völker wiederzuerobern und sich die dafür notwendigen Kühlschränke, Motorräder und Managerkrankheiten zu beschaffen". Dieser „Materialismus" ist freilich nur zu verständlich: es galt doch nun tatsächlich zunächst einmal wieder normale Lebensbedingungen zu schaffen, die Fabriken in Gang zu bringen, Häuser zu bauen, für Hausrat und Kleider zu sorgen. Ebenso klar ist es aber, daß Grund zur Besorgnis besteht, wenn dies der einzige Lebensinhalt eines Volkes wird, wenn es ihm letztlich nur noch darum geht, seinen Lebensstandard wiederzugewinnen, zu sichern und zu verbessern.

1

Bevor man sich darüber allzusehr entrüstet, sollte man freilich dreierlei bedenken:

1. Der Zug nach dem höheren Lebensstandard hängt mit der *Technik* zusammen. Sie hat das Gesicht unseres Planeten und des menschlichen Lebens auf ihm so verändert, daß es gar nicht mehr so ohne weiteres im Belieben des einzelnen steht, auf ihre Güter zu verzichten. Fabriken verschlingen das Land, die Städte vergrößern sich, der Unterschied zwischen Stadt und Land wird weiter nivelliert. Die medizinischen Errungenschaften lassen die Völker anwachsen. Die Bedarfsgüter lassen sich nur mehr mit Hilfe der Maschinen heranführen; die Organisation unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens, aber auch jeder einzelne ist in seinem Berufsleben wie in seinem Privatleben auf sie angewiesen.

Wer sich erholen, wer der Großstadt entfliehen will, muß viel weitere Anmarschwege bewältigen, bis er wirklich „im Grünen" ist: er braucht ein Fahrzeug. Wer im 5. oder gar im 15. Stockwerk wohnt, kann seine Butter nicht im Keller kaltstellen: er benötigt den Kühlschrank.

2. Der Westen verdankt seinen wirtschaftlichen Aufschwung nicht zuletzt der *freien Marktwirtschaft*. Gewiß soll der Staat wirtschaftlich Schwache unterstützen. Aber alle Verantwortlichen sind sich darüber einig, daß er nur im Notfall eingreifen sollte und daß alles versucht werden muß, den einzelnen in die Lage zu versetzen, sich selbst zu helfen. Nur so kann auf die Dauer auch seine Unabhängigkeit und Freiheit gesichert und bewahrt werden. Selbsthilfe, das bedeutet aber: Kapitalansammlung, Eigentumsbildung, Alterssicherung durch Versicherungsverträge.

3. Der „Materialismus" des Westens ist endlich einfach ein Stück *Abkehr vom Ideologischen*. Es gibt ja auch einen Materialismus des Ostens. Der hat wahrhaftig nichts mit Kühlschränken, Motorrädern und Lebensversicherungen zu tun. Er ist vielmehr der Versuch, in den Fragen des Lebensstandards zunächst einmal auf die Zukunft, auf den „Himmel" der klassenlosen Gesellschaft zu verweisen. Für die Gegenwart werden Erfüllung des Plansolls und Entbehrungen verlangt. Der Deutsche ist aber nicht mehr bereit, unbegrenzt Wechsel auf die Zukunft auszustellen. Er hat eingesehen, daß auch die Gegenwart ihr Recht hat. Es ist ungerecht, sich darüber aufzuregen, daß dies zunächst auch bedeutet, daß jeder sein Leben ein wenig „genießen" möchte.

Im übrigen ist die Kirche nicht ganz unbeteiligt daran, daß unsere Zeitgenossen sich dem Materialismus zuwandten. Sie hat im 19. Jahrhundert die Arbeiterschaft verloren, weil sie zuwenig begriff, daß, wer sich um das Seelenheil der Menschen kümmert, sich ein wenig auch um ihr irdisches Wohl kümmern muß. Sie wollte diesen Fehler nicht ein zweites Mal begehen und begann sich um bessere Lebensbedingungen für die Menschen zu bemühen. Sie ermutigte Lohnforderungen, sie griff mit Denkschriften in die Auseinandersetzung über den Lastenausgleich ein, sie diskutiert zur Zeit die 40-Stundenwoche.

Unter dem Stichwort „Nüchternheit" wandte sie sich gegen alle Ideologien, gegen die totalitären Ersatzreligionen. Es sollte nicht mehr so kommen, daß der Mensch, durch fragwürdige Weltanschauungen verführt, sein Leben einer schlechten Sache opfert. Eine große Entmythologisierung der Ideale setzte ein, ein Kampf gegen alle Art von —ismen. Selbst Begriffe wie Vaterland, Volk, Heimat wurden in die Kritik einbezogen. Man kann ruhig sagen, daß auch die Kirche in gewisser Weise „materialistisch" argumentierte. Sie konnte das auch tun, da der Gegensatz Materialismus — Idealismus für sie keine verpflichtende Kraft hat.

2

Die eigentliche Gefahr liegt gar nicht in dem Streben der Menschen, einen besseren Lebensstandard zu gewinnen. Sie besteht vielmehr darin, daß dieses Streben das einzige, das bestimmende menschliche Verhalten wird. Der Mensch sieht dann nur den Mercedes, die Reise nach Italien, den Fernsehempfänger als sein Lebensziel an. Er beurteilt alle Aufgaben unter dem Gesichtspunkt, was es ihm einbringt, wenn er an ihnen mit-

arbeitet. Er wird rücksichtslos und egoistisch. Sein Verhältnis zum Staat besteht nur noch darin, daß er die eigenen Interessen von der Regierung wahrgenommen sehen möchte. Jede Aufforderung zu Opfer und Verzicht stört ihn. Er wird schließlich in alledem so blind, daß er nicht einmal bemerkt, wie er durch eine solche Einstellung auch den so mühsam errungenen Gewinn aufs Spiel setzt. Unser christliches Reden von der Nüchternheit muß sich in dieser Stunde darum gegen das Mißverständnis abschirmen, als ginge es im Kampf gegen die —ismen und Räusche darum, die menschliche Ichsucht freizusetzen. Wenn er sich unablässig bemüht, die äußeren Verhältnisse zu verbessern, so ist das vielmehr gerade einer der schlimmsten Räusche, die den Menschen befallen können.

Platon hat das sehr schön gesehen, wenn er in den „Gesetzen" schreibt:

„... nur eine kleine Menschenklasse, schon von Natur wenig zahlreich, und bloß eine solche, die die höchste Erziehung genossen hat, besitzt die Fähigkeit, wenn sie in die Lage kommt, mancherlei Bedürfnisse zu haben, mancherlei Gelüste nach diesem oder jenem zu empfinden, alsdann mit einem bescheidenen Maße sich zu begnügen. Wenn es möglich ist, einen recht großen Besitz zu bekommen, bleiben also nur wenige *nüchtern* genug, um das, was noch im rechten Maße bleibt, der Masse vorzuziehen. Die große Mehrzahl der Menschen bildet gegen diese den schroffsten Gegensatz. Braucht sie etwas, so braucht sie es im Unmaß; kann sie einen bescheidenen Gewinn machen, so will sie lieber unersättlich profitieren. Deshalb sind alle Berufsarten von Krämerei, Handel und Wirtschaft in Verruf gekommen und müssen sich Schimpf und Schande gefallen lassen."

Platon hat im Grunde nichts gegen die Krämer. Er spricht einige Zeilen später davon, daß, wenn nur die wackersten Leute „Wirtschaften führten, einen Kramladen betrieben oder sonst ähnliche Geschäfte hätten", wir erkennen würden, „wie lieb und schätzbar jedes von diesen Gewerben ist". Nur der Mißbrauch, die Maßlosigkeit habe „die wirkliche Abhilfe für Notbedürfnisse" in einen so schlimmen Leumund gebracht. Er redet der Selbstbescheidung das Wort, dem Maßhalten um wichtigerer, größerer Aufgaben willen.

Auch im Sprachgebrauch der Heiligen Schrift bedeutet „Nüchternheit" keinen Freibrief für schwungloses, kalt berechnendes, asoziales Denken. Sie ist vielmehr „Anerkennung der mit Gottes Offenbarung gegebenen Wirklichkeit ... sowie Ausübung des sich daraus ergebenden Dienstes durch Anbetung, Hoffnung, Liebe und Kampf" (Bauernfeind). Sie bindet den Menschen an Gott und macht ihn dadurch frei zum uneigennützigen, opferbereiten Dienst an der Welt.

Wenn Idealismus „eine durch Ideen und Ideale bestimmte Weltanschauung und Lebensführung, im Gegensatz zu einer interesseverhafteten und an den bloßen Tatsachen orientierten Einstellung" ist (Brockhaus), dann wird es Zeit, darauf hinzuweisen, daß vor allem die Christen in unserem Volk zu der „kleinen Menschenklasse" gehören sollten, die wieder etwas idealistischer denkt. Denn so wenig, wie es einfach ein Verdikt gegen den ethischen Materialismus gibt, so wenig (und vielleicht sogar noch weniger) gibt es eines gegen einen recht verstandenen, sich im Gehorsam Gottes wissenden ethischen Idealismus.

Die Kirche muß den Mut zurückgewinnen, die Menschen auch zu einem Opfer aufzurufen. Es wird bei den meisten kein Ganzopfer sein können und zu sein brauchen. Dem reichen Jüngling wurde gesagt, daß er *alle* seine Güter verkaufen solle. Doch das wird nicht jedem gesagt. Worauf es aber ankommt, ist, daß jeder wieder bereit wird, den Schritt aus dem Materialismus der Zeit heraus zu tun.

3

Das soll an drei Beispielen konkretisiert werden:

1. Der Götze Lebensstandard darf nicht der ausschließliche Maßstab der *Berufswahl* sein. Gewiß ist es jedem Menschen zuzubilligen, daß er sich auch über das Maß Gedanken macht, in dem ein Beruf es ihm gestattet, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und am wirtschaftlichen Aufstieg teilzuhaben. Aber es ist denn doch ein alarmierendes Zeichen, wenn es sich herausstellt, daß wichtige Berufe wie die der Krankenschwester, der Hausgehilfin, des Lehrers, ja sogar des Pfarrers, unter Nachwuchsmangel leiden. So ist vom Wintersemester 1952/53 zum Wintersemester 1953/54 die Zahl der Studierenden der evangelischen Theologie um nicht weniger als elf vom Hundert gesunken. Dagegen beträgt die Zahl der Hörer der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt zur Zeit mehr als ein Drittel der Gesamthörerzahl aller fünf Fakultäten. Manche haben hier wohl eine echte Wahl getroffen, aber viele haben dieses Studium doch wohl nur gewählt, um möglichst bald möglichst viel Geld zu verdienen.

Man darf natürlich nicht übersehen, daß bei den als Beispielen genannten Berufen sozial und finanziell manches im argen liegt. Wir müssen alles tun, um das zu ändern. Aber schließlich können diese Berufe in der Zwischenzeit nicht einfach auf Menschen verzichten. Es ist nachgerade in der Kirche üblich geworden, auch die Frage der Diakonie in der Hauptsache unter dem Gesichtspunkt nötiger Reformen zu diskutieren. Dabei braucht die Diakonie gerade heute Menschen, die trotz allen Mängeln bereit sind einzutreten, einfach weil sie hier ihre Aufgabe sehen. Nicht anders ist es mit den Hausgehilfinnen. Die Hausfrauen brauchen Hilfe und Entlastung, und man muß den christlichen Mädchen sagen, daß sie hier Verpflichtungen haben. Und nicht zuletzt warten eben auch die Schulen auf Lehrer, die lieber auf dem weiten Feld des Erziehens gegen geringeren Lohn wirken, als daß sie lebenslänglich gegen bessere Bezahlung Funktionen wahrnehmen, die weit weniger lebenswichtig sind.

2. Die Demokratie ist darauf angewiesen, daß möglichst viele an *öffentlichen Aufgaben* mitarbeiten, daß sich vor allem die Besten zur Verfügung stellen. Nachgerade kehrt sich die Sache bei uns um. Der Fall Schlüter ist ein Symptom. Da hat also eine Partei für den Posten des Kultusministers nur diesen Mann anzubieten, eine Partei, die ihrer Struktur nach gerade in den Schichten des Bildungsbürgertums zu Hause ist. Und wie schwierig war es dann, noch einen zweiten wackeren Niedersachsen zu finden, der nominiert werden konnte! Den Parteien ist dabei weniger ein Vorwurf zu machen als uns allen. Warum sind nicht genügend Professoren, Dozenten, Intellektuelle, aber auch leitende Angestellte der Wirtschaft bereit, in den Parteien mitzuwirken? Man hat mir gesagt, daß ein Angestellter der Wirtschaft es eben einfach nicht riskieren könne, etwa ein Bundestagsmandat zu übernehmen, weil ihm die Beanspruchung im Bundestag seine Aufstiegschancen nehmen würde. Schlimm genug, daß es nicht gelingen will, die Bundestagsarbeit so einzugrenzen, daß nicht nur Beamte (und Pfarrer) mit Pensionsberechtigung oder Leute mit viel Eigenkapital es sich wirtschaftlich leisten können, dort mitzuarbeiten. Man sollte nachdenken, wie man das bessern kann. Aber man wird wiederum auch nicht einfach warten können. Mag man den Begriff „Vaterland" auch nur mit Vorsicht gebrauchen wol-

len, Gerhard Ritter hatte schon recht, als er in seiner Gedenkrede zum 17. Juni sagte, es wäre schrecklich, wenn die gute Tradition verloren ginge, „daß es nicht nur eine Last, sondern eine Ehre sei, für das Vaterland Opfer zu bringen". Man braucht dabei gar nicht an den Tod auf dem Schlachtfeld zu denken. Es genügt, wenn man sich ganz schlichte, opferbereite Mithilfe, die auch finanzielle Nachteile in Kauf nimmt, ja sogar ein Stück Armut riskiert, vorstellt.

3. Endlich darf aus lauter Angst vor Ideologien nicht die Fähigkeit, zusammenhängende Konzeptionen zu entwikkeln und auf die großen *Ideen* unserer Geschichte zurückzugreifen, verkümmern. Der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Professor Heimpel, hat in seiner Ansprache über den „Inhalt der deutschen Geschichte" vor kurzem auf das Abbröckeln des geschichtlichen Bewußtseins hingewiesen. Dahinter stecke der in bitteren Erfahrungen gewonnene Wille, „die Heiligkeit des Menschenantlitzes gegen die Geschichte zu verteidigen". Aber es sei unmöglich und führe zum Schwund echten Menschentums, wenn ein Volk ohne geschichtliche Tiefe zu leben versuche.

Ganz gewiß hat gerade auch der Christ seine Handlungen danach zu bemessen, daß sie dem Menschen und nur dem Menschen und nicht etwa einer abstrakten Theorie dienen. Aber man dient dem Menschen nicht, wenn man die großen Zusammenhänge vernachlässigt, in denen sein Leben sich verwirklicht. So ist es irreführend, wenn man in manchen Kreisen die Freiheitsidee des Westens einfach als „westliche Ideologie" abtut. Gewiß — sie mag mit der liberalen Ideologie zusammenhängen und manche ihrer Schwächen teilen. Aber Freiheit ist doch noch mehr. Sie ist eine Idee, die ihre Wurzeln im Wesen des Menschen und des Geschichtlichen selbst hat. Reinhold Schneider hat das angerührt, wenn er im Nachwort zur Neuauflage seines Geschichtswerkes „Das Inselreich" schreibt:

„Im Angesicht der unauslotbaren Räume bleibt uns die Versicherung menschlicher Freiheit; sie ist das Gegengewicht, die einzige Wirklichkeit, die uns davor bewahrt, ausgelöscht zu werden: das, was wir tun sollen für die Erde. Oft wird diese Freiheit nicht mehr sein als ein entschlossenes Ja an die Notwendigkeit der Geschichte — oder ein entschlossener Protest. Aber vollzogen werden muß sie um jeden Preis. Sie ist das Geschichtliche selbst."

Wie diese Freiheit im einzelnen Gestalt gewinnt, welche Konzeption des staatlichen Lebens und der Gemeinschaft unter den Völkern ihr angemessen ist, bleibt der Entscheidung in der geschichtlichen Stunde anheimgestellt. Wichtig ist es zunächst, die Richtung zu sehen, in die wir gewiesen sind.

Und wichtig ist es auch zu wissen, daß es sich bei solchem „Tun für die Erde" um etwas handelt, das „um jeden Preis" vollzogen werden muß. Auch um den Preis materiellen Wohlstandes selbstverständlich. Wenn es sein muß, auch um den Preis des Lebens.

Wolfgang Böhme

Solange soziale Fragen nur Regenwürmer an einem missionarischen Angelhaken sind, macht unsere missionarische Arbeit keine Christen, sondern Proselyten. Man kann sich nicht zu Gott bekehren, ohne sich auch zu den Brüdern in der Welt zu kehren. Solange die moderne Arbeitswelt nur aus missionarischen Gründen und weil man der Entfremdung von der Kirche begegnen will, ernst genommen wird, und nicht um ihrer selbst willen, ruht keine Verheißung auf dieser Arbeit. Eberhard Müller

Einen ketzerischen Menschen meide

Wenn die Kirche Jesu Christi allein von dem Ja lebt, das Gott in Christus zu den Menschen gesprochen hat, und keinen anderen Auftrag hat, als dieses erlösende und erfüllende Ja den Menschen durch ihr Leben und ihren Dienst persönlich zuzusprechen: ist es dann nicht eine geradezu „unchristliche" Weisung, wenn Paulus seinem Schüler Titus schreibt (Tit. 3, 10): „Einen ketzerischen Menschen meide"?

Wer so fragt, der verkennt, daß zu jedem lebensvollen Ja stets auch ein Nein gehört, und daß deshalb die Kirche Jesu Christi jenes über alles wichtige und kostbare Ja überzeugend nur sprechen kann, wenn sie je und je auch bereit ist, zu Menschen in ihrem Bereich, durch welche die ihr geschenkte und aufgetragene Botschaft verkehrt und zerstört wird, ein entschiedenes und scheidendes Nein zu sprechen. Nur muß dieses Nein ein wirklich *heiliges* Nein sein; d. h. es darf nur vom Positiven her und um des Positiven willen gesprochen werden. Es darf auch nie aus „Perfektionismus" gesprochen werden, als wollte die Kirche eine Gemeinschaft von seinshaft Vollkommenen sein. Ihr Nein hat einzig ihrer „Sache" und ihrem Dienst zu gelten; sie hat es da zu sprechen, wo die göttliche Kraft und Wahrheit ihrer Botschaft entscheidend verleugnet wird, sei es durch einen Wandel vor der „Welt", der sie unglaubwürdig macht, sei es durch grundstürzende Lehren innerhalb der Gemeinde. Diesen zweiten Fall hat das Wort aus dem Titus-Brief (3, 10—11) im Auge, das vollständig und in wörtlicher Übersetzung lautet: „Einen Sektierer sollst du einmal und zum anderen Mal warnen; (wenn das vergeblich ist) dann sollst du ihn ausschließen, in dem Bewußtsein, daß ein solcher sich selbst ausgeschlossen hat und gegen seine eigene bessere Überzeugung sündigt."

„Sektierer" sind solche, die nicht vom Kreuz Christi her denken und lehren, sondern diese Mitte der christlichen Botschaft außer Kraft setzen, indem sie sich an Randwahrheiten festbeißen und nun diese aus dem Zusammenhang reißen, absolut setzen, radikalisieren, zur Hauptsache machen und in eiferndem Fanatismus öffentlich agitierend so predigen, daß sie sich dabei für die allein wahren Christen halten und ihre Lehre als das einzig wahre Evangelium zum unverbrüchlichen Glaubensgesetz machen. Wohlverstanden: nicht *jede* theologische Sonderrichtung ist Sektierertum; die Lebensfülle Christi läßt sich in keine Normaldogmatik einspannen, sondern gibt der Mannigfaltigkeit Raum. Da aber ist Sektierertum, wo „ein anderes Evangelium" als Glaubensgesetz gefordert wird. Das *kann* die Kirche des Evangeliums nicht tragen; hier ist der Kern ihrer Botschaft und sind die ihr anvertrauten Seelen entscheidend gefährdet. Darum kann es hier keine falsche „Nächstenliebe", die alles trägt und duldet, und keinen entscheidungslosen Relativismus geben; hier hat die Kirche um des Evangeliums willen ein heiliges Nein zu sprechen.

Daß es wirklich ein *heiliges* Nein ist, muß sich auch darin zeigen, *wie* die Kirche es spricht. Sie darf es nicht pharisäisch, rechthaberisch und kaltherzig sprechen, sondern aus seelsorgerlicher Verantwortung auch für den Verranten selbst und darum, solange es nur geht, in nachgehender und werbender Liebe, die kraft des Evangeliums innerlich zu überzeugen und das „Sektiererische" von der wahren Mitte her positiv zu überwinden sucht. Deswegen soll man „Sektierer *einmal und zum anderen Mal warnen*" und mahnen. Das muß der Grundton und das Endziel aller Kirchenzucht sein und bleiben. „Zucht" kommt von „ziehen"; es gilt zu gewinnen, indem man zur rechten Mitte zurückzubringen sucht.

Erst wenn das alles nichts hilft und der Sektierer durch unbußfertige Hartnäckigkeit zeigt, daß er *„gegen seine eigene bessere Überzeugung sündigt"*, ist der Punkt erreicht, wo die Kirche ihn um der Klarheit ihrer Botschaft und der Gewißheit und Glaubwürdigkeit ihres Dienstes willen aus ihrer Mitte *„ausscheiden"* muß. Genauer: nicht *sie* scheidet von der Gemeinde, die der Leib Christi ist, und damit von Christus selbst, sondern sie bekundet damit nur etwas, das schon besteht: „daß ein solcher sich selbst ausgeschlossen hat". Denn Christus und Pseudo-Christus, Kirche Christi und Pseudo-Kirche *können* nicht beieinander wohnen.

Dieses heilige Nein der Kirche Jesu Christi bedeutet nicht bürgerlich-moralische Diffamierung, sondern will den „anderen Geist", das „andere Evangelium" (Gal. 1, 6–9) treffen. Es will dem Sektierer auch nicht die ewige Seligkeit absprechen; das Neue Testament kennt keine Exkommunikation in Ewigkeit, sondern nur im Bereich menschlicher Verantwortung und stellt das Endgültige Gott selbst anheim. Das Nein der Kirche ist streng dienstbezogen: mit diesem Sektierertum zusammen kann sie die ihr aufgetragene Botschaft nicht mehr gewiß, glaubwürdig, vollmächtig und verheißungsvoll ausrichten.

Darum wird die Kirche ein wahrhaft heiliges Nein niemals selbstgerecht und selbstsicher sprechen können, sondern immer nur in Furcht und Zittern und in *eigener Buße*. Wo Häresie entsteht, liegt oft auch Schuld und Versäumnis der Kirche vor, die die wahre Mitte selbst nicht überzeugend groß gemacht hat. Gerade wo ihr Herr um Seines wahren Ja willen ein solches Nein von ihr fordert, muß sich die Kirche also selbst zu der wahren Mitte rufen lassen und sich hüten, daß sie nun nicht ihrerseits — nach dem Gesetz des Gegensatzes — „sektiererisch" wird und in das andere Extrem fällt. Nur wenn sie selbst aus der Fülle Christi lebt und wirkt, kann sie andere in diese heilsschöpferische Fülle hineinrufen.

Ernst Kinder

MARTIN ELSÄSSER

Wohnung und Lebensgefühl

In unserer Gegenwart leben viele Menschen nebeneinander her, deren Lebensgefühl in den verschiedensten Zeiten wurzelt. Bis vor den großen Kriegen z. B. lebten viele Bauern noch in Vorstellungen, die vielleicht im 18. Jahrhundert oder noch früher entstanden sind, während die bürgerliche Schicht unseres Volkes zum größten Teil noch in denen des 19. Jahrhunderts lebt. Im 20. Jahrhundert, also wohlgemerkt in den Vorstellungen und Erkenntnissen des 20. Jahrhunderts, leben nur verhältnismäßig wenige Intellektuelle, Techniker, Künstler, Fabrikanten, auch einige Wissenschaftler, aber wirklich nur wenige, denn gerade die einseitig geistigen Wissenschaftler verharren in allen übrigen Bezirken des Lebens mit Vorliebe noch in den vertrauten Geleisen der Tradition. Alles, was revolutionär denkt und fühlt, ist geneigt, seiner Zeit vorauszueilen und in den Wunschträumen einer fernen oder nahen Zukunft zu leben, während das Gros der Arbeiter, die Gewerkschaftler — wenigstens was das Wohnbedürfnis betrifft — stolz auf die Errungenschaften der letzten dreißig Jahre schon wieder leicht verbürgerlicht und in dem bisher Erreichten zu verharren geneigt sind. Sehr viele Menschen gibt es auch, die beruflich durchaus in der Gegenwart leben, während sie in ihren kulturellen Bedürfnissen und Vorstellungen noch in historischen Gewohnheiten und Neigungen befangen bleiben.

Der Architekt hat nun für alle diese verschiedenen Schichten der Bevölkerung zu bauen. Soll er sich ihnen anpassen und auf ihr jeweiliges Lebensgefühl eingehen, also seine Häuser, seine Wohnungen so gestalten, wie es den Vorstellungen seines Bauherrn entspricht, oder soll er versuchen zu führen, aufzuklären und seinen Klienten neue Perspektiven zu eröffnen? Das ist eine Frage, die nicht generell entschieden werden kann; das muß jeder Architekt selber herausfinden und je nach der Entwicklungsfähigkeit seiner Bauherren von Fall zu Fall entscheiden.

Oft hat mir ein Bauherr schon wenige Jahre, nachdem sein Haus fertig geworden war, gestanden: „Wäre ich doch Ihren Vorschlägen gefolgt! Längst habe ich eingesehen, daß sie richtig waren, und jetzt wäre ich froh, wenn ich so wohnen könnte, wie Sie mir seinerzeit geraten haben. Schade, daß Sie sich mir gegenüber nicht durchgesetzt haben." Aber ebenso oft habe ich erlebt, daß der Bauherr meinen Vorschlägen wohl äußerlich folgte, daß sich aber nachher herausstellte, daß er innerlich, seinem Wesen und seinen Gewohnheiten nach, nicht mitgehen konnte.

Zweifellos hängen also Lebensgefühl und Wohnung eng miteinander zusammen. Es ist eine reziproke Beziehung: das Lebensgefühl bestimmt das Wohnen, aber ebenso stark beeinflußt das Wohnen wiederum das Lebensgefühl.

1

Worin nun unterscheidet sich der Wohnungsbau des heutigen Architekten von dem herkömmlichen, dem landläufigen Typ? Da ist einmal schon die Lage des Hauses und seine *Beziehungen zur Umwelt*. Das herkömmliche Haus liegt mit seiner Hauptfront nach der Straße. Nach der Straße liegen auch die wichtigsten Wohnräume. Das Haus repräsentiert nach der Straße, während es nach der Rückseite sozusagen den Hauskittel anzieht und in Pantoffeln herumläuft. Der moderne Mensch richtet sich nach Sonne und Wind und ist geneigt, sich gegen die Straße eher abzuschließen und um so mehr nach dem Garten zu öffnen. Wenn Straßenseite und Südseite unglücklicherweise zusammentreffen, so muß er sich entscheiden, was ihm wichtiger ist: die Sonne oder seine Abgeschlossenheit von der Straße. Im herkömmlichen Haus ist die Repräsentation, die Wirkung auf den Gast, auf die Außenwelt bestimmend. Das neuzeitliche Haus will nur dem Leben seiner Bewohner Form und Ausdruck geben, es umhüllen und gewährleisten.

Das Haus des 19. Jahrhunderts setzt sich in einen klaren Gegensatz zu seiner Umwelt: es ist meist ein geschlossener Körper, der sich klar und bestimmt gegen den Gartenraum, gegen den Straßenraum oder den Platzraum abhebt oder ihn begrenzt. Im modernen Haus ist der Gegensatz zwischen Innen und Außen im wesentlichen aufgehoben. Der Innenraum öffnet sich weit gegen den Außenraum des Gartens, gegen die Sonne, die Landschaft, und dies um so unbekümmerter, je weniger die Räume von außen her eingesehen werden können. Der moderne Mensch fühlt sich — was seine direkte Umwelt betrifft — gesichert und weiß, daß ein wirksamer Schutz etwa gegen Raub, Diebstahl und Einbruch mit anderen Mitteln erreicht werden kann und muß. Wenn er sich gesichert weiß, so fühlt er sich wohl in solchen gegen Garten und Landschaft geöffneten Räumen. Wenn ihn aber Lebensangst in irgendeiner Form plagt, so kann es natürlich passieren, daß ihm solche offenherzig gegen seine Umwelt aufgeschlossenen Räume doch unbehaglich werden und er sich wieder nach Räumen sehnt, in denen er das Gefühl der Geborgenheit hat. Wenn wir an die modernen Villen reicher Amerikaner denken, die mitten in der Wüste ihre üppigen Landsitze ohne Zäune, ohne Mauern, ohne Hecken und unter weit ausladenden Dächern mit fast völlig verglasten Wänden bauen und sich in ihrer Unbekümmertheit und in ihrem Sicherheitsgefühl keineswegs gestört fühlen, so wird uns klar, daß wir in Europa von diesem unbekümmerten Lebensgefühl noch weit entfernt sind. Immerhin bewegen wir uns in dieser Richtung.

Der neuzeitliche Architekt wird unterscheiden, bei welchen Räumen solche Offenherzigkeit Sinn hat. Im Schlafzimmer z. B. zieht sich der Mensch ja sozusagen von der Außenwelt zurück; er wird also den Schlafraum gegen die Umwelt abzuschließen suchen. Vielleicht aber nicht gegen die Natur. So schläft es sich z. B. auf Dachterrassen mit geeignetem Windschutz wunderbar, den gestirnten Himmel über sich.

Im 19. Jahrhundert lebte der Mensch fast ausschließlich in seinen vier Wänden. Auch Balkone waren nicht für längeren Aufenthalt gedacht, sondern mehr

nur, um gelegentlich das Leben auf der Straße verfolgen zu können, wenn irgend etwas dort vor sich ging. Man suchte im Haus nicht bloß vor der Kälte Schutz, sondern auch vor der Wärme, vor der Sonne, ja man schützte sich auch im Freien vor der Sonne, sei es durch den Sonnenschirm, sei es durch breitkrempige Hüte. Heute lebt der Mensch so viel er kann im Freien. Er braucht seine Veranda, seine Terrasse, sobald das Wetter den Aufenthalt im Freien erlaubt. Er öffnet das Haus gegen die Sonne, gegen den Garten. Er will Licht, Helligkeit, frische Luft. Sport und Naturfreude haben ihn mehr gewandelt, als wir uns im allgemeinen klar machen.

Der konventionelle Wohnraum ist mit Möbeln aller Art vollgestellt. Um die Wende des Jahrhunderts galten die *Zimmereinrichtungen* als um so vornehmer, je gewaltigere Ausmaße die Möbel bekamen. Riesige Schränke, umfangreiche Büfetts, Sofaumbauten etc. waren große Mode. Der heutige Mensch will in seinen Räumen Bewegungsfreiheit: die Schränke verschwinden in der Wand, die Anrichte wird leicht und ganz unprätentiös. Auch die Sitzmöbel werden wieder zierlicher und beweglicher, und der Raum wirkt eher leer als ausgefüllt. Nicht das Einzelmöbel ist wichtig, sondern der Raum selbst und seine Form, seine Lichtführung, seine Farbgebung, und es sind die Menschen selber, die die Räume beleben und erfüllen sollen, nicht die Möbel.

Die Repräsentation spielt auch im Innern keine Rolle mehr. Der Salon ist abgeschafft und wirkt fast lächerlich. Wer in seinem Haus Gäste empfängt, empfängt sie in seinem Wohnraum, nicht in dem „Besuchszimmer", das normalerweise mit Deckchen und Schutztüchern gegen Verstaubung geschützt wird und mit dem man früher seinen Wohlstand und seinen Lebensstandard dokumentieren — oder vortäuschen — zu müssen glaubte. Die Wohnräume sind durchaus Gebrauchsräume, sie werden möglichst so eingerichtet, wie es dem Lebensablauf der Bewohner am besten entspricht.

2

Aber nun setzt natürlich wieder die *Mode* ein. Sie überwuchert rasch das, was im ursprünglichen Sinn „modern", also neuzeitlich war, und sie verschleiert und trübt auch nur allzu schnell die Vorstellung und das Urteil derer, die sich an das echt Neuzeitliche zu gewöhnen noch keine Gelegenheit hatten.

Der Ausdruck „modern" ist sehr wenig glücklich, ist gefährlich und allerlei Mißdeutungen ausgesetzt. In historischen Zeiten gab es diesen Begriff kaum. Da lebte man in „seiner" Zeit, die sich nur langsam wandelte, so daß sich in ihr der Mensch selbst mühelos ebenso langsam entwickeln konnte. Wohl gab es auch ab und zu Umschwünge, die das Leben veränderten, aber sie vollzogen sich doch in einem so menschlichen Tempo, daß jeder leicht mitkommen konnte, der die Veränderung mitzumachen hatte. Erst im 19. Jahrhundert löste sich die jetzt akademisch gewordene Baukunst vom unmittelbaren Leben, verlor mehr und mehr den Kontakt mit der lebendigen Entwicklung der Zeit, insbesondere mit

den technischen Fortschritten und Erkenntnissen. Seither führt die Baukunst, ähnlich wie auch die Malerei und andere Künste, ein Eigenleben neben dem eigentlichen Leben des Volkes und seiner verschiedenen Schichten. Früher lebte man selbstverständlich in *seiner* Zeit und in *seiner* kulturellen Umwelt. Heute sind viele Menschen geneigt, die Kultur und Kunst unserer Zeit als etwas außer ihnen liegendes, etwas *Fremdes* zu betrachten.

Die Kluft, die damals entstanden ist, hat sich auch heute noch nicht wieder geschlossen, geschweige denn, daß die Wunden verheilt wären, die dadurch entstanden sind, und es liegt nicht allein am Künstler, der nicht zum Volk und zum normalen Mitmenschen findet, sondern ebenso an der Masse der Menschen, die ihrerseits der Entwicklung der Führenden nicht zu folgen vermögen und deren Anschauungen selbst aus vielen Paradoxien und Inkonsequenzen bestehen. So ist nun trotz allen Versuchen der Künste — um bei unserem Thema zu bleiben, also der Raumkunst —, wieder den Anschluß ans Leben zu gewinnen, diese Unmittelbarkeit des formalen Ausdrucks, die ganz aus dem Leben schöpft, bisher noch nicht erreicht worden. Lange ehe die Masse zu einer Beziehung zu den modernen Entwicklungen gelangt, interessiert sich der Snob, die Propaganda, die Sensation für deren Versuche, nimmt sie zum Vorspann und verleitet sie damit, ins Modische, ins Ephemere abzugleiten. Alle diese Faktoren beeilen sich, die neuen Formen nur allzu rasch als Klischees zu verbrauchen. An den Beleuchtungskörpern z. B., welche einen Raum schmücken, können wir heute die Jahreszahl der Entstehung ablesen, so schnell ändern sich Geschmack und Mode und drücken sich in diesem besonders empfindlichen Element der Raumgestaltung aus. Solche Klischees sind z. B. auch der nierenförmige Tisch, den man heute fast überall sehen kann. Er hat an sich seinen guten Sinn, er will beiläufig wirken, macht sich nicht wichtig und will der Sitzgruppe den feierlichen Ernst, das Steife und Konventionelle nehmen und so auflockernd, befreiend, belebend wirken. Sobald aber die Mode solche Tischformen vorschreibt und zum Klischee stempelt, wird der ursprüngliche Zweck verfehlt.

Wir wollen versuchen, in unserer Betrachtung alles wegzulassen, was die Mode in ihren Dienst gezwungen hat oder zu zwingen sucht. Nun hat unsere Zeit zweifellos zwei charakteristische Merkmale. Erstens, sie stellt ihre eigenen Bedürfnisse, Erkenntnisse und Anschauungen unbekümmert in den Vordergrund. Das Überkommene behält Recht und Wert nur, wenn es noch aktuell ist. Dabei stehen wir zweifellos den historischen Stilen in unserer Wertschätzung näher als dem 19. Jahrhundert, das wir in seinen Ablagerungen, sowohl was Malerei und Plastik betrifft, als auch mit seinen Möbeln, Stoffmustern und in der Art ihrer Verwendung und Anordnung heftiger ablehnen als irgendwelche historischen Stilelemente. Man kann in einer sonst modernen Wohnung sehr wohl Barock- oder Biedermeiermöbel mit verwenden; Möbel aus der Zeit zwischen 1870 und 1930 werden fast immer stören. Alles bürgerlich Spießige dieser Zeit ist dem neuzeitlich empfindenden Menschen verhaßt und wird eliminiert. Vor allem die schweren Möbel, die keinen Raum mehr lassen, das Schwülstige, das Prunkhafte, zumal wenn es sich in leerer Ornamentik oder Allegorie aus-

lebt, können wir nicht mehr sehen. Wir wollen selber in unseren Räumen leben und nicht durch Mobiliar und durch seine raumfremde Vordringlichkeit beengt und vergewaltigt werden. Man schont seine Möbel auch nicht mehr so, wie es in der Zeit der guten Stube mit ihren Deckchen und Futteralen üblich war, sondern man *gebraucht* sie, man könnte fast sagen, man verschleißt sie. Sie sind nicht mehr Gegenstand übertriebener Pflege und Wertschätzung, sondern geeignete Mittel und Gebrauchsgegenstände, um das Leben lebendiger, heiterer, reibungsloser und rationeller zu machen.

Damit haben wir das zweite Merkmal unserer Zeit erreicht. Sie ist „noch" materialistisch; das Stoffliche, das Gegenständliche dominiert. Das Gefühlsmäßige, das Geistige und das Transzendente bleiben vorläufig noch ohne Formkraft. Das erscheint vielleicht erstaunlich angesichts der Tatsache, daß der Materialismus als Weltanschauung zweifellos schon abgewirtschaftet hat und der Erkenntnis weichen mußte, daß geistige Werte, das Numinose, das Transzendente nicht nur nicht entbehrt werden können, sondern recht eigentlich wieder das Fundament unseres Daseins bilden müßten.

Aber diese Erkenntnisse, die wir vor allem dem Zusammenbruch von 1945 verdanken, die aber neuerdings auch von der Wissenschaft bestätigt und unterstrichen werden, sind wohl noch zu jung und zu neu, als daß sie schon den Zeitgeist beeinflussen könnten, als daß sie schon stilbildende Kraft besäßen. Es ist aber zu hoffen, ja zu erwarten, daß nach der materialistischen bald wieder eine geistigere Weltanschauung *wirksam* werden wird. Dann dürfte auch die Mode in der Formsprache unserer Zeit ihre Übermacht wieder verlieren und ihre Herrschaft einem edleren Zeitgeist abtreten. Erst dann kann ich mir vorstellen, werden wieder Werke entstehen, die in späteren Zeiten als Stil erkannt werden, die unsere Zeit charakterisieren und denen gleichzustellen sind, die wir aus der Kunstgeschichte kennen und lieben.

Insofern allerdings scheint der Materialismus doch fast schon überwunden zu sein, als er in der Formsprache unserer Zeit nicht mehr so feierlich ernst genommen wird wie in der unmittelbar vorhergehenden Periode, und als die Vorherrschaft des Stofflichen bereits durch die starke Betonung des „Menschlichen" abgelöst ist. Wir sind nicht mehr so repräsentativ, so konventionell, so feierlich ernsthaft wie zur Zeit der Blüte des Materialismus. Wir nehmen uns selbst nicht mehr so ernst, und wir fangen schon wieder an zu spielen. Nicht ohne Grund sprechen wir heute so oft vom „homo ludens". Damit tritt neben die Wertung analytischer Forschung und wissenschaftlicher Akribie wieder die Schätzung der Intuition, des Einfalls, des schöpferischen Spiels, und darin sehe ich so recht eigentlich das Hoffnungsvolle unserer letzten Entwicklung der Bau- und Raumkunst; sie sucht das Leichte, das Unprätentiöse, das Schwebende — alles gesehen im Blick auf das lebende Leben und auf den lebendigen Menschen —, nicht mehr das Starre, das Unverrückbare, das Schwere und Lastende vergangener Anschauungen und Formgebungen. Die Wahrheit in ihrer Relativität, in ihrer Gültigkeitsbeschränkung auf das „Heute und Hier" ist das Agens, das die Form und die Gestaltwerdung unserer Zeit bestimmt.

3

Die neuzeitliche Wohnung wird in erster Linie charakterisiert durch das Bestreben, den Gegensatz von Drinnen und Draußen weithin aufzuheben. Das gilt vor allem also für die Tagesräume, das Wohnzimmer, das Eßzimmer und Arbeitszimmer. Der Wohnraum wird gewissermaßen zur weiträumigen Nische des größeren Gartenraums oder der Landschaft, von dieser getrennt durch eine große Glasscheibe, die womöglich versenkt werden kann. Wer einmal in solchen Räumen gelebt hat, weiß, welche Steigerung des Lebensgefühls durch dieses Geöffnetsein zum Garten- oder Landschaftsraum hin bewirkt wird.

Ebenso wie die Grenze zwischen Drinnen und Draußen fließend wird, ebenso verfließen auch die *Grenzen zwischen den Räumen* selbst. Der unbekümmerte Mensch, der keine Komplexe hat, der in sich ruht, braucht sich nicht so zu schützen und zu sichern wie in früheren Tagen. Moderne Schallschutzmittel lassen trotzdem akustische Schutzgebiete entstehen. Daß das natürlich Geld kostet und vorläufig nur wenige Menschen sich solchen Luxus erlauben können, ist eine Sache für sich. Das Auto war im Anfang auch nur für wenige erreichbar und ist heute in Amerika fast jedem zugänglich und auch bei uns schon ein „Volks"wagen.

Überhaupt entspricht der allseitig umschlossene Raum nicht mehr der modernen Vorstellung. Heute wird der Raum gewissermaßen nur durch einzelne Elemente angedeutet, also etwa wie im Theater durch Kulissen, und selbst da, wo der Raum klar durch Wände und Decke begrenzt ist, erscheint er doch in seine Bestandteile aufgelöst, indem z. B. die der Fensterwand gegenüberliegende Wand dunkel gestrichen oder tapeziert wird, während die Seitenwände in hellen Farben gehalten sind. Im neuzeitlichen Wohnraum kann z. B. der Fußboden aus irgendeinem relativ dunklen oder sattfarbigen Material bestehen; auch die Decke ist farbig getönt, die Fensterwand in Glas aufgelöst, die Wand gegenüber vielleicht mit Holz verkleidet, während die beiden Seitenwände weißgestrichen sind. Dem ungewohnten Auge erscheint ein solcher Raum vielleicht verrückt oder sinnlos; wer aber eine Zeitlang in ihm lebt, wird die Wirkung an sich selbst spüren. Der Mensch fühlt sich in einem solchen Raum freier und ungebundener. Man kann ähnliche Wirkungen auch mit anderen Mitteln erreichen. Der gemeinsame Sinn ist immer die Aufhebung des Umschlossenseins vom Raum, des Gefangenseins im Raum. Der neuzeitliche Mensch lebt gewissermaßen auch im Raum im Freien. Er schützt sich nur vor Regen und Schnee, vor Wind und Zug, vor Hitze und Kälte und auch vor zu viel Sonne.

Diesem Freiheitsbedürfnis entspricht dann auch das *Mobiliar*, das unauffällig, leicht und grazil gehalten ist und dessen kubische Gestalt auch ihrerseits durch verschiedene Farb- und Materialwahl aufgelöst wird. Das Ornament wird durch lebendige Blumen und Pflanzen ersetzt, oft durch große Blumenfenster, durch zimmerhohe Zweige und Pflanzen, die aus auf dem Boden stehenden Vasen fast bis zur Decke wachsen können. Damit hat sich auch der früher übliche „Wintergarten" im Wohnraum selbst verflüchtigt.

Charakteristisch ist für den modernen Raum auch, daß immer häufiger Kunststoffe verwendet werden, die oft sehr viel unempfindlicher und haltbarer sind als Naturstoffe, die aber in ihrer Ausformung die Naturstoffe nicht zu imitieren versuchen, sondern ihre Form aus der Eigengesetzlichkeit ihrer Herstellung und ihrer Stofflichkeit entwickeln. Ob diese Kunststoffe sich bewähren und ob sie wirklich beliebt werden, hängt von verschiedenen Umständen ab, die heute noch nicht überblickt werden können. Wichtig aber ist auf alle Fälle, daß die Stoffe nicht mehr als Surrogate behandelt werden, sondern ihre eigene Ausdrucksform erhalten.

Nicht nur in der Behandlung der Wände und Decken, sondern auch in der Gestaltung der Mobiliars verzichtet der moderne Architekt auf unnötige Profile und Ornamente. Der Schrank verschwindet in der Wand und wird dadurch zum wandbildenden Element. Der Schreibtisch, der Bücherschrank wird so leicht und grazil als möglich gehalten. Glatte Flächen aus schön gemasertem Holz, Leder- und Pergamenteinlagen oder Geflechte werden durch ihre materialgerechte Behandlung und Verarbeitung zu einer edlen Wirkung gebracht. Entscheidend ist im modernen Raum auch die eindeutige Lichtführung. Die natürliche Belichtung wird meist nur von einer Seite genommen und womöglich nur auf eine Lichtquelle beschränkt. An Stelle der von breiten Pfeilern unterbrochenen Fensterreihe etwa des Barock- oder Biedermeierraums tritt also die große geteilte oder ungeteilte Fensterfläche. Auch die Vorhänge werden ohne irgendwelche künstlerische Zutaten flächenhaft verwendet. Wenn sie zugezogen werden, schließen sie den Raum und erhalten wandbildende Funktion.

Der moderne Raum ist sehr hell, auch in seiner Formgebung; sehr viel Weiß oder auch helles Grau kontrastiert zu dunklen Flächen in Schwarz, Grau oder stark farbigen Tönen, von denen sich dann einzelne kontrastierende Farbflecke wirksam abheben. Für solche Farbflecke verwendet man Stuhl- oder Sofabezüge, Kissen oder die Farbanstriche von Kleinmöbeln oder dem zur leichten Etagere aufgelösten Bücherbord. Metall (Messing, Nickel, Chrom) in kleinen Mengen linear oder flächig angeordnet, gibt solchen Farbakkorden Glanz und Lebhaftigkeit; aber wer Kultur hat, verwendet solche Effekte sehr zurückhaltend. Ein besonders empfindliches Kapitel der Raumkunst bilden die Beleuchtungskörper. Der große Lüster früherer Stile ist fast verschwunden. Man will das künstliche Licht da haben, wo man es braucht, also nicht zentral gebündelt, sondern da, wo sich das Leben abspielt, also am Eßtisch, am Schreibtisch, bei der bequemen Sitzgruppe, am Flügel, über der Anrichte, am Bücherbord, und man will nicht direkt ins Licht sehen; daher werden die Beleuchtungskörper so angeordnet, daß sie die Gegenstände anstrahlen oder von der hellen Decke reflektiert werden, aber nicht direkt das Auge treffen. Die meisten Architekten können der Versuchung nicht widerstehen, hier ein übriges zu tun, und in vielen sonst sehr gut gestalteten Räumen ist es oft die künstliche Beleuchtung, die das empfindsame Auge nicht bloß physisch stört. Überhaupt sieht man nur allzu viele moderne Zimmereinrichtungen, die sich zwar sehr modern gebärden, aber mehr modisch sind, weil sie originell sein wollen, statt original zu sein. Wer sich über moderne

Raumkunst orientieren will, sehe sich Räume von wirklich neuzeitlicher guter Qualität an.

4

Wir haben bisher immer vom Wohnen im allgemeinen gesprochen. Ohne daß dies beabsichtigt oder ausgesprochen war, bezieht sich das bisher Gesagte in erster Linie auf die Wohnung, die sich der Bewohner, der Bauherr selbst mit eigenen Mitteln erstellen lassen kann. Nun sind ja in den vergangenen acht Jahren mehr Wohnungen gebaut worden als je zu irgendeiner Zeit, aber nur für wenige Menschen, verglichen mit jenen, können Wohnungen so gebaut werden, wie es sich der Bewohner selbst wünscht. Alle diese ungezählten Wohnungen aber des sozialen Wohnungsbaus werden nicht nach den Intentionen der Bewohner erbaut, noch auch nach den Intentionen der Architekten, nicht einmal nach denen der fiktiven oder wirklichen Geldgeber und Bauherren, sondern nach den gesetzlichen Bestimmungen, die aus der Wohnungsnot, aus der Überteuerung des Bauens und aus den Finanzierungsschwierigkeiten resultieren. Ihr hervorstechendes Charakteristikum ist die Enge. Die materialistische Überbewertung des sogenannten Wohnkomforts hat dazu geführt, daß man lieber sehr enge Wohnungen mit Bad, mit modernen Kücheneinrichtungen und anderen Bequemlichkeiten baut als weiträumige Wohnungen, die dann auf diesen Komfort vorläufig verzichten müßten. Was damit angerichtet wird, das dürfte die Zukunft schon in wenigen Jahren deutlich demonstrieren: enge Wohnungen erzeugen enge Menschen und engen Horizont. Zweifellos kann man diese Wohnungen in Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, also in überkommenen Formen bauen oder in „moderner" Bauweise. Wirklich modern, wirklich neuzeitlich können sie nie werden, weil sie unter unnatürlichem Zwang und eingeengt von Vorschriften entstehen, die dem Geist unserer Zeit, der Weite und Weiträumigkeit anstrebt, diametral entgegenlaufen. Daß diese engen Wohnungen sich auch volkswirtschaftlich katastrophal auswirken werden, sei nur nebenbei bemerkt.

Das vielfältige Problem der neuen Wohnung in ihrer Beziehung zu dem etwas komplexen Lebensgefühl von Menschen verschiedenster Herkunft, Daseinslage und Entwicklungsphasen läßt sich in einem kurzen Aufsatz nicht erschöpfend behandeln. Aber vielleicht dienen diese Zeilen doch dazu, das Verständnis für die Gesinnung und die Bestrebungen neuzeitlicher Raumkunst zu stärken und zu zeigen, daß das Neuzeitliche nicht ein beliebiges Spiel mit neuen Formen ist, sondern daß es dem Lebensgefühl des Menschen der Gegenwart Raum gibt und es so adäquat als möglich auszudrücken versucht.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

Entwertung des Wortes

Rede zur Eröffnung des Deutschen Evangelischen Pressetages

In Jakob Grimms Vorrede zum Wörterbuch der deutschen Sprache lese ich: „Wer nun unsre alte Sprache erforscht und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter er aufwärts klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache, je näher er ihrer jetzigen Fassung tritt, desto weher tut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme zu finden." Ein paar Zeilen weiter: „Sogar wenn ich Bücher des sechzehnten, ja siebzehnten Jahrhunderts durchlas, kam mir die Sprache, aller damaligen Verwilderung und Rohheit unerachtet, in manchen ihrer Züge noch beneidenswert und vermögender vor als unsre heutige."

Das sind Sätze, geschrieben vor gut hundert Jahren, also zu einer Zeit, in der deutsche Dichter und Schriftsteller vom Rang eines Uhland, Mörike, Grillparzer, Hebbel, Gottfried Keller, Gustav Freytag, Friedrich Rückert, Adalbert Stifter, Otto Ludwig und andere mehr in der vollen Kraft ihres Schaffens standen, der großen Geschichts- und Sprachforscher jener Tage nicht erst zu gedenken. In der Kirche wirkten Männer von der Sprachgewalt eines Löhe, Harms und Tholuck, unter den Vertretern der Weltweisheit stand in der Pforte spät erworbenen Ruhms Arthur Schopenhauer, einer der glänzendsten Stilisten unsrer Sprache. — Zwar hatte die Unruhe des sogenannten jungen Deutschland schon an ihrem Gefüge gerüttelt, aber doch war aus seinen Reihen Immermanns streng und würdig zusammengefaßte Gestalt hervorgetreten, die Sprachvergewaltigungen der Hegelschule hatten ihre Tage hinter sich. — Es war, als wollte die Nation in jenen stillen Jahrzehnten sich noch einmal um das Palladium ihrer Sprache für die Aufgaben sammeln, die ihrer harren mochten.

So bleibt denn auch der Vorredner nicht bei jenem abschätzigen Urteil stehen, sondern erhebt sich zu einem Lob der Schreibart, die — durch Lessing, Goethe, Schiller und Kant einem neuen Höhepunkt ihrer Durchbildung und Vergeistigung entgegengeführt — vorläufig das einzige Band sei, das alle Deutschen einigend umschlinge. — Überallhin, meint er, solle und werde das Werk brüderlichen Fleißes dringen, ein Hausbuch der Deutschen solle und werde es sein.

Heut ist das überfällige Werk noch immer fern von seinem Abschluß, die sparsam einträufelnden Lieferungen lassen nicht absehen, welcher Generation es vorbehalten sein dürfte, ihn zu erleben. Auf den Gedanken, das auf dreißig zu einem guten Teil noch unfertige Quartanten angewachsene Gebilde, dessen Neubeschaffung einer kleinen Kapitalanlage gleichkommen würde, könne immer noch im Sinne seiner Urheber ein Volksbuch sein, dem Bewanderten wert

und nötig wie dem Unbewanderten, wird heute niemand mehr verfallen. So ragt das Riesenwerk neben andern, die ich hier lieber nicht nenne, als eine unfertige Halbruine aus glücklicheren Zeiten in unsre Armut und Zerfahrenheit hinein. Wird jemals der Schlußstrich unter seinen letzten Band gesetzt werden, so werden die ersten hoffnungslos veraltet sein. Sie sind es heute schon.

Ich würde der Leidensgeschichte des dem Wort und seiner Bewahrung zugedachten Werkes nicht gedacht haben, wenn sie nicht ein Beispiel lieferte für einiges, worüber ich zu sprechen habe.

Lassen Sie mich jetzt vor allem auf die selbstverständliche Tatsache hinweisen, daß die Rede von der Entwertung des Wortes den Begriff seines Wertes voraussetzt. In unserm Zitat befaßt sich Jakob Grimm mit formalen Kriterien, doch meine ich, es leuchtet ohneweiteres ein, daß es auch ihm um geistige Wertung gehe. — Nirgend vielleicht wie am Wort wird es so deutlich, daß der Gehalt grundsätzlich die Form, die Form grundsätzlich den Gehalt verlange und bestimme. Jeder ins Wort gefaßte Laut, jedes seiner schriftlichen Abbilder ist ein Wesen voll eigentümlichen Lebens, fähig unberechenbare Kräfte zu entwickeln und zu entfesseln, je mehr, je näher es seinem Ursprung bleibt.

Betrachten wir einen Augenblick dies Wort „Ursprung". Es bedeutet eigentlich den Quell, wo er aus dem Felsenspalt oder dem Grund der Erde hervortritt. Rein springt er hervor, aus demVerborgenen kommt er, denn wenn wir auch seinen Weg im Erdinnern theoretisch mitzuvollziehen vermögen, er bleibt ein verborgener Weg, bis die Wasser sichtbar hervorbrechen, um ihren unabsehbaren Lauf zu beginnen. — Da mag es nun sein, daß Wasser aus anderen Quellen zuläuft, Abwässer und Schadenstoffe die klare Flut trüben und vergiften; dennoch werden Rhein und Donau vom Ort ihres Ursprungs an bis zur Mündung Rhein und Donau heißen und bleiben, und mit dem kleinsten Bächlein, das es zu einem Namen gebracht hat, wird's der Regel nach ebenso gehen.

Geht's mit den Worten nicht ähnlich? Sie bleiben; aber wie vielfältig und folgenreich ist die Geschichte ihres Begriffswandels, auch wie sehr häufig die einer Trübung und Entwertung. Aus dem adligen Rittersmann, der der „Knecht" einmal war, ist sein Gegenteil geworden, das dämonische Wesen des „Wichtes" hat sich verharmlost, nur im „Bösewicht" lebt noch etwas von der ehemaligen Drohung; und wenn ein althochdeutsches Glossar in der Auslegung des Hohenliedes vom Herrn Christus als vom „Kerl der Seele", soll heißen von ihrem Liebhaber, spricht, wer wird das heut noch ohneweiteres verstehen? — Ich denke im Zusammenhang der Begriffs- oder Inhaltswandlung an das theologisch, anthropologisch, dogmatisch so schwerwiegende Wort „Sünde". — Die in Predigten und Traktaten oft wiederholte Behauptung, der Begriff hänge mit dem der Sonderung in allen ihren Konsequenzen zusammen, beruht auf einem zwar lockenden, aber darum nicht minder irrigen Fehlschluß. — Schon Adelung hat in die Richtung gewiesen, in der etwa die Herkunft des christlichen Wortgebrauchs zu suchen wäre, nämlich in einem vorchristlichen

Rechtsbescheid, der Begriffe wie Krankheit, Not, vielleicht auch Schuld und Schande unter den einer rechtlichen Behinderung oder Minderung zusammengefaßt hätte. Auch er hat schon an die Möglichkeit eines etymologischen Zusammenhangs mit dem lateinischen „sons" in seiner zwiefachen Bedeutung „schädlich" und „schuldig" gedacht. Jakob Grimm ist ihm mit erweiterten Kenntnissen auf diesem Wege gefolgt, und auch die jüngste Forschung ist über ihn nicht wesentlich hinausgekommen.

Sollten wir uns jenen weder der Ehrfurcht noch des Scharfsinnes ermangelnden gelehrten Vermutungen anschließen, so würden wir nicht ohneweiteres von einer Entwertung zu reden haben, sondern vielmehr von der Erhebung eines säkularen Begriffs in die Sphäre des Religiösen. Das wäre ja nicht das einzige Beispiel solcher Art, bei weitem nicht. Wenn wir nun aber schon von vornherein zugeben müssen, daß jeder solcher Aufwertung das Fragwürdige des Behelfs anhafte, so wissen wir auf der andern Seite recht wohl, welches Maß an Entwertung, Verweltlichung, Frivolisierung selbst dies sakrosankte Wort „Sünde" sich immer wieder hat gefallen lassen müssen. — Auch im übrigen, so einleuchtend für jede in der Schule des Lebens geprüfte Einsicht und Erfahrung das hohe und richterliche Wort ist, es bleibt — schon der Begriff der Kasuistik läßt das erkennen — hinsichtlich seiner Anwendbarkeit oder Ausdeutbarkeit im einzelnen gewissen Schwankungen und Unklarheiten ausgesetzt.

Lassen Sie mich nunmehr in einem umfassenderen Sinne darauf hinweisen, wie unausweichlich die Frage nach dem Wert des Wortes die nach seiner Herkunft einschließt. Das gilt nicht nur von dem jeweils geredeten oder geschriebenen Wort und dem mehr oder minder getrübten individuellen Bereich der Erkenntnisse, Empfindungen, Triebe und Begehrlichkeiten, die es hervorgebracht, es gilt vor allem von der Gesamtheit alles Redens. In und an seiner Herkunft muß sein Wert sich erweisen. Damit teilt es das Los aller menschlichen Wertsetzungen: keine, die nicht ihr gültiges Ursprungszeugnis beizubringen vermag, hält der Befragung stand.

Wir hätten also jetzt in einem zugleich allgemeineren und präziseren Belang nach Wert und Herkunft des Wortes zu fragen, da, wie gesagt, nur aus ihnen die Möglichkeit seiner Entwertung zu begreifen ist. Ich bin gewiß, daß wir auf diesem Wege auch dem Begriff der Sünde von neuem begegnen werden, aber dann nicht mehr als einem Gegenstand etymologischen Interesses. — Für eine Vorfrage nach dem Wert darf ich zwei in ihrer Art kompetente „Diener am Wort" bemühen. Bei Goethe zunächst ein auffallend abschätziges Urteil in der ersten der beiden Episteln, die sich mit der Wirkung unkontrollierten Lesestoffes auf jugendliche Gemüter befassen:

> Sag ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bilde
> Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

Der Ausspruch liest sich wie ein Produkt jener Geringschätzung des eigenen, schöpferischen Werkzeugs, die den Faust die Eingangsworte des Johannes-evangeliums verfälschen läßt. Einigermaßen verständlich ist er nur im Kontext der beiden Versbriefe und ihres euphorischen Zuredens. Wollte man ihm grundsätzliche Geltung zubilligen, so würde man die ungeheure Wirkung verkennen, die ein im gegebenen Moment unter die Menge geworfenes Wort schon im rein säkularen Raum auszuüben vermag. Man braucht nur an die Parole der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu denken, um das gegenwärtig zu haben.

Es gibt andere Äußerungen Goethes zu unserm Problem, so im Eröffnungsgedicht des Divan:

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Eine schöne, im geschichtlichen Rückblick gewonnene Bekräftigung des Wertes und Gewichtes menschlicher Rede. — Ein weiteres, zunächst den „Noten und Abhandlungen" zum Divan vorangestelltes Gedicht, läßt sich dann wieder zweifelhafter aus:

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.

Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben?
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Die Verse gehören zu den tiefsinnigsten des alten Dichters. — Ihr „sie sind ein Schatten" berührt sich mit dem Schillerschen Pentameter: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr", dem wir aus Schillers Briefen ähnliche, die Koinzidenz des geredeten mit dem gefühlten Wort bezweifelnde Äußerungen hinzufügen könnten. — Darüber hinaus weist der Schlußsatz des Goetheschen Gedichts: „Rasch im Fliehn haschen wir des Lebens Gaben", mit resignierendem Ernst auf das ephemere, das oft zufällige, mehrdeutige und somit zugleich ungewisse, wandelbare und korruptible Wesen alles Menschenworts. — Doch damit ist der Gehalt seiner Verse noch nicht erschöpft. Grade jenes: „Sie sind ein Schatten!" deutet für den Kundigen auf das, was wir suchen, die Herkunft, den Ursprungsort alles Redens. Alle Rede nämlich ist in jedem ihrer vorstellbaren Bezüge Gleichnisrede, nicht mehr und nicht weniger als das. Damit ist, wie wir sehen werden, beides gekennzeichnet, auf der einen Seite die im hohen Geheimnis ruhende Verborgenheit ihres Ursprungs und ihres Hervortretens, auf der andern das allem Gleichniswesen beigemengte Moment des möglichen Fehl- und Mißbrauchs und also auch hier des Absinkens und der Entwertung.

Johann Georg Hamann hat dies Gleichniswesen der Sprache am tiefsten erfaßt und gedeutet. — Weil Gleichnisrede nach allgemeinem Urteil als dichterische Rede gilt, ernennt er die Poesie zur Urmutter der Sprache. Ihren Hei-

matort erblickt der Kenner der Schrift im Geheimnis der Schöpfungsgeschichte. Denken wir ihm eine Weile lang nach, so sei zunächst des Johannesprologs gedacht, der dem jungen Goethe das Konzept verderben sollte. Sein „Im Anfang war das Wort" ist entgegen weitverbreiteter Meinung von keiner Blässe gnostischer Spekulation angekränkelt, es ist angesichts der kainé didaché, der neuen Lehre, ja der kainé ktisis, der neuen Schöpfung, die Wiederholung des alten: „Und Gott sprach". Da lesen wir doch: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei." Im Verfolg wird dann dies Bild- und Gleichniswesen des Menschen durch einen feierlichen Akt bestätigt. Gott der Herr führt ihm alle Tiere des Feldes und alle Vögel unter dem Himmel zu: „daß er sähe, wie er sie nennte; denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen."

Die Vollmacht, von der hier berichtet wird, reicht in ihrer Bedeutung und in ihren Folgen unendlich viel weiter als jede andere Belehnung der Kreatur. Der Mensch, zum Bilde des Schöpfers erschaffen, wird im Weg seines Redens, seines eigenen, gleichnishaften „es heiße", „es sei", „es werde" beauftragt, nunmehr in einer sozusagen sekundären Übertragung und Gleichnissetzung als Mitwirkender an der creatio continua seiner Geschichte das Bild seiner Welt nach seinem eigenen Bilde zu gestalten. *Wie er sie nennt*, so soll sie fortan nicht nur *heißen*, sondern auch *sein*. Sind doch in einer Welt, deren Anfang das Wort war, „Sein" und „Heißen" geheimnisvoll, ich möchte sagen, verhängnisvoll miteinander verbunden.

Sei hier noch eines im Vorübergehen angemerkt. Die sehr reale Wirklichkeit jenes Auftrages bringt das mannigfache Gerede über Anthropomorphismen des Glaubens um seinen wesentlichen Zielpunkt. Seine eigene Welt ist dem Menschen *als Menschenwelt*, eben als die seine, gegeben. Sie ist und bleibt und kann nichts anderes sein und bleiben als auch in ihren entlegensten Abstraktionen ein Schattenwurf seines eigenen Dichtens und Trachtens.

Eines kommt hinzu: das Geschenk des gleichnishaften, des in übertragenem Sinn kreativen Wortes ist aus der ewigen Freiheit des Schöpfers heraus in die Freiheit des Geschöpfes gegeben zu seinem freien, seinem — erschrecken Sie nicht vor dem Wort — arbiträren Gebrauch. Der Gedanke ist groß, aber wie alles Große zugleich furchtbar. Schließt doch die Freiheit des setzenden und bestimmenden Wortes ohneweiteres die Möglichkeit des Mißbrauchs, der Entwertung ein. So sieht sich der Mensch auch als Wortsprecher und Wortfinder unweigerlich vor die Wahl zwischen zwei Freiheiten gestellt, der des verantwortlichen Gehorsams und jener Scheinfreiheit, die sich denn doch zuletzt als Knechtschaft enthüllen wird mit all ihren Folgen der Entwürdigung und Entmächtigung. Auch von hier aus gewinnt Jesu Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist", sein schreckliches Gewicht. Wer kann, sei es als Redner, sei es als Handelnder, sei es als beides in einem, sein wie Gott? Schon der Gedanke eines auch nur annähernden Äquivalents

gleichnishafter Heiligung oder Vervollkommnung des Zeugnisses wie der Nachfolge hat das Glaubensleben aller Zeiten aufs Tiefste erschüttert und aufgewühlt.

Sehr begreiflich; denn hier stehen wir auf dem Punkt, wo dem Ursprung und der Herkunft des Menschen und seiner Rede Ursprung und Herkunft der Sünde zugeordnet erscheint. Frei zum Gehorsam und frei zum Ungehorsam, das heißt nichts anderes als frei zum Leben und frei zu dem, der der Sünde Sold ist. — Frei zum Rechttun und frei zum Unrechttun, frei zur Heiligung und Entheiligung, zur Wertung und Entwertung ist der Mensch, er kann Gott den Rücken kehren, um dann gewahr zu werden, daß Gott ihm den Rücken gekehrt hat. Und da wollen wir uns nicht erst lange aufhalten bei der Frage, warum das unrecht Tun und Reden so leicht falle, recht Reden und recht Tun so schwer. — Das Recht ist immer bei Gott, er allein ist der vollkommen Gerechte. Nach der Möglichkeit eines Unrechts, die auch in seiner ewigen Freiheit begründet läge, darf niemand fragen, ohne sich zu versündigen; auch davon erzählt das letzte Kapitel der Schöpfungsgeschichte, erzählt ferner davon, daß das Unrecht allein beim Menschen ist. Die Schlange hat nicht etwa den Tieren zugeredet, sie sollen einander verschlingen, nicht dem Licht, es solle sich verfinstern, nicht der Luft, sie solle zu Gift werden, den Bäumen und Kräutern, sie sollen freiwillig verdorren, den Bergen, sie sollen einstürzen. Mit dem Menschen, mit ihm allein ist ihr Geschäft. Da findet sie das Ohr für ihre Verleitung und mit ihm den Zugang in die heile Welt.

Noch eines lehrt uns die Genesis, und zwar dies, daß Tatsünde und Wortsünde durchweg in denselben Schuhen stehn. Die Lüge, die das „es ist" und „es werde" verfälscht, der Frevel, der das Rechte, das Heilsame angreift und zersetzt, sind zu Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Noch der Mörder wird versuchen, sich mit der Schuld oder doch wenigstens der Nichtswürdigkeit des Ermordeten herauszureden: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?", der Betrüger wird die Dummheit des Betrogenen vorwenden, der Lügner, der Verleumder, der Leugner, der Entwerter, Verderber und Verhöhner alles dessen, das ist und wird, wird sein Lügenwort für solidarisch erklären mit dem Bedürfnis und Begehren der von ihm Irregeführten. Auch das hat er von der Schlange gelernt. Es geht eben nicht nur mit der Tatsünde, sondern auch mit der Wortsünde, wie mit dem Pfand im Pfänderspiel, sie schlüpft aus einer Hand in die andere, es geht ihr wie dem unsauberen Geist im Evangelium, sie „durchwandelt dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht".

So sehen wir die Geschichte des menschlichen Redens mit der des menschlichen Handelns in zwiefacher Weise verknüpft, auf der einen Seite als die Geschichte seines Gehorsams, seiner Heiligung, seiner Reinigung, Wahrheitsfindung, Freiwerdung und Erhebung, auf der andern als die seines Ungehorsams, seines Aufstands, der Infragestellung und Verleugnung seines Ursprungs, kurz der Abkehr von seinem Schöpfer und Lehnsherrn, auf daß dieser wiederum sich von ihm wende und den Redner und Täter in Irrtum und Knechtschaft fallen lasse, so tief als sein Erbarmen irgend eine Kreatur fallen lassen will und kann. Die Entwürdigung, die Verflüchtigung und Verflachung des Wortes

geht den Weg aller menschlichen Versündigung, der mit Notwendigkeit in immer ödere und dürrere Stätten der Unrast, des Unheils, der Sinn- und Ziellosigkeit führt.

Wir wollen es uns auf diesem Punkt noch einmal vergegenwärtigen, wie jedes gesprochene oder geschriebene Wort in sich neben seinem „es ist" ein „es werde" enthalte. Jedes Wort menschlicher Rede, auch das geringfügigste, ist eine Willenskundgebung und ist als solche ein, wenn auch in übertragener, in gleichnishafter Art, kreativer, ein „hervorbringender" Akt. Es ist zudem wie das Atom des Physikers eine spaltbare Einheit, fähig unvorstellbare Kräfte zu entbinden, Kräfte des Segens — wir wissen es und kennen sie —, aber auch furchtbare Kräfte der Zerstörung und der Verfinsterung. Spaltbar nenne ich seine Einheit vor allem im Hinblick auf die mitgegebene Vieldeutigkeit seines Gleichnisstandes innerhalb einer Welt, die als die Welt menschlicher Wahrnehmung und menschlicher Geistestätigkeit ohnehin eine Welt der Gleichnisse, der Bilder, der Spiegelungen ist. Schon der Apostel spricht im ersten Korintherbrief von dem Spiegel und dem dunklen Wort. — Als auf ein verhältnismäßig harmloses Beispiel darf ich mich bei Wege lang auf die Verwirrung beziehen, die das — wenigstens in seiner vulgivagen Gestalt — so völlig gewichts- und wesenlose Schlagwort „Existenzialismus" in manchen Köpfen angerichtet hat. Scheint es doch, als habe es im Verein mit der Marburger Forderung nach grundsätzlicher Entwörtlichung — denn das heißt, wörtlich übersetzt, Entmythologisierung — des Schriftwortes eine mir schwer begreifliche Unruhe sogar ins theologische Lager getragen, schwer begreiflich schon deshalb, weil jene Forderung auch insofern ins Leere stößt, als seit allem Anfang christlicher Verkündigung Exegese, Katechese und Homiletik kaum anderes besorgt haben als eben diese Entwörtlichung, diese Umformung und Angleichung des „dunklen Wortes" an die jeweils üblichen Denkgepflogenheiten. — Der, dem dies Geschäft — und es ist ein durchaus benötigtes — obliegt, sollte es nie anders als mit Furcht und Zittern betreiben angesichts der grade hier unmittelbar drohenden Entwertungen.

Noch eines sei hinzugefügt: Beide Wege des Wortes, der zur Wahrheit und der zur Lüge, der zur Lehre und der zur Irrlehre, können innerhalb einer Gemeinschaft, ja in ein und demselben Subjekt zur selben Zeit betreten und begangen werden. So weit reicht die Spanne, so fürchterlich nah ist in jedem Augenblick die Gefahr der ihm eingebundenen Vollmacht.

Die bislang entwickelten Gedanken haben mich wieder einmal überfallen, als ich mich anschickte, das mir aufgetragene Thema ins Auge zu fassen. Ich habe sie über mich Herr werden lassen und dementsprechend nicht etwa mit einer Jeremiade über Quisquilien des Sprachverfalls und der Wortentwertung begonnen, die dann womöglich zur Anrufung des allgemeinen deutschen Sprachver-

eins oder der Akademie für Sprache und Dichtung oder auch der mit der Ausbildung unsres theologischen Nachwuchses betrauten Stellen geführt hätte. Grade mit ihnen wäre freilich ein Wörtlein zu reden. — Gott hat alles Reden und Schreiben deutscher Zunge in ein besonderes Verhältnis zu dem Wort gesetzt, das doch auch wir nach altem Brauch das seine nennen. Noch unser heutiges Sprechen und Schreiben gründet, geschichtlich gesehen, im Deutsch von Martin Luthers Bibel. — Das sollte vor allem unsre Kirche nie vergessen, will anders sie nicht auf das Amt verzichten, das sie neben ihren geistlichen Obliegenheiten durch Jahrhunderte hindurch als Dienerin und Befruchterin auch des weltlichen Wortes verwaltet hat. Da wäre also die ideale Forderung die einer neuen Wortermächtigung, wobei es sich für mich weniger um ein etwaiges pro oder contra der vielberufenen Sprache Kanaans zu handeln hätte als um die Wiedergewinnung reinen, lauteren, fehllos zielenden, auf durchgeistigter und geheiligter Kenntnis der Sprache gegründeten Redens. — Für solche Erkräftigung wäre es meines Erachtens zu wünschen, daß man die theologische Jugend soviel Deutsch lehre, daß sie Luthers Sprache nicht nur lesen sondern auch ihre zum Teil auf uraltes Sprachgut zurückweisende Fülle und Gediegenheit als Fundament kerniger und triftiger Rede in vollem Umfang begreifen und hochhalten lernt. Nun, das sind, wie das Sprichwort sagt, ungefangene Fische.

Rückkehrend zu meinem Gedankengang bleibt mir zu sagen, daß wo wir uns mit Recht ernster Sorge hingeben angesichts eines Verfalls, der seit langem in die Region gehobener Rede übergreifend, unser gesamtes sprachliches Leben bedroht, ehemals heilige Begriffe entleerend, ehemals gültige Wertsetzungen aushöhlend und zernichtigend, — daß wir uns in solcher Lage nicht alsbald ermächtigt wähnen sollten, andere — seien es Parteien, Richtungen, Schulen oder Personen — anzuklagen, sondern daß wir jeden Grund haben, uns selbst als Mitschuldige zu bekennen. Wer unter uns könnte von sich behaupten, er habe niemals, auch nicht in einem Augenblick der Ermüdung oder Übereilung, sein Quentchen beigetragen zu dem sprachlichen Niedergang, der nun doch bereits die Formen einer geistigen Hungersnot anzunehmen beginnt? Hier ist gewiß das Kehren vor der eigenen Tür ein erstes Erfordernis.

Dazu ein Gedanke. Seit der Stunde der Cherubim mit dem bloßen, hauenden Schwert gibt es keinen völlig reinen, keinen völlig heiligen, keinen völlig weisen, keinen ganz vollkommenen Menschen. All unser Reinstes und Heiligstes hat Teil an der Unreinheit und Unheiligkeit, all unser Wissen hat Teil an der Torheit, unser Können hat Teil an der Ohnmacht der gefallenen Welt. Wollte einer aus der uneinnehmbaren Festung seines Glaubens auf die Verwüstung ringsum blicken, er darf es nicht tun als der, der nach dem Splitter im Auge des Nächsten schielt. Es kommt ja noch eines hinzu: auch in der entwertetsten, auch in der verfälschtesten Rede lebt immer noch ein Rest der ursprünglichen Bevollmächtigung. Sie bleibt Geschenk der Gnade. So steht auch hier gegenüber jedem vorschnellen „Racha" oder „Du Narr" das: „Richtet nicht,

auf daß ihr nicht gerichtet werdet". Sünde, und wenn es nur Sprachsünde wäre, soll für uns nicht eine Sache der Aburteilung, der selbstsicheren, sein sondern eine der Heilung, die in jedem Fall bei uns zuerst zu beginnen hätte. Das „Gehe hin und sündige nicht mehr" trifft im Fall der Rede auf jeden zu, die Anwesenden diesmal ausdrücklich miteingeschlossen.

Dies das eine Bild. Dagegen steht das andere. Auch wir gehören mit all unsren Fehlbarkeiten, all unsern Desideraten und Desideranden in die Reihe der Kreatur, von der Jesu Christi Bote sagt, sie sei der Eitelkeit unterworfen, „um deswillen, der sie unterworfen hat auf Hoffnung". Wer soll denn — auch auf dem Punkt unsres heutigen Gesprächs — hoffen, wenn nicht wir Christen? — Haben wir doch mitten im Zerfall und Zerflattern der Menschenrede um uns her die Versicherung unsres Herrn, daß seine Worte nicht vergehen werden. Sie sind und bleiben Heilswort, und das heißt nun eben doch heiles Wort. So gilt denn Luthers „Das Wort sie sollen lassen stahn" immer noch in seinem unanfechtbaren Recht. Über seiner Bewahrung zu wachen, ist Amt und Pflicht des Christen und seiner Kirche. Nichts liegt mir ferner als die Unterstellung, daß dies Amt heut brach liege. — Aber nach allem Vorgebrachten wird man verstehen, wenn ich sage, daß auch die Kirche dies Amt nur verwalte als eine Mitschuldige unter Mitschuldigen, und daß sie's deshalb, wo Gott Gnade gibt, und weil Gott Gnade gibt, verwalte in Demut und auf Hoffnung.

Ein Letztes: ich bin heute den Wegen und Abwegen des Wortes lediglich vom Menschen her und in Bezug auf ihn nachgegangen, der dämonischen Mächte, die nach nun schon allgemeinem Urteil über unserm Äon walten, habe ich mit keinem besonderen Wort gedacht. Nicht daß ich sie leugnete. Aber es schien mir überflüssig, den Teufel auch noch an die Wand unsres Gesprächs zu malen, wo doch sein Schattenwurf schon an so vielen Wänden in so manchem entleerten und entwerteten Schlagwort prunkt und prahlt.

Wenn die vor uns liegenden Tage in uns allen die Gewißheit erneuern würden, daß der ehrfürchtige Dienst am Wort — auch am Menschenwort! und der Kampf gegen seinen Mißbrauch allen Ernstes Gottesdienst ist, so wären wir reich beschenkt. — Gehört nicht das Wort, das öffentliche, das von uns zu verwaltende, unter die zehn Pfunde des Gleichnisses? Wie sehr, wie unmittelbar trifft da jeden, der dies Pfund verwahrlosen wollte, das Richterwort des „anthropos eugenés", des „Menschensohns", des „hochgeborenen", der immer beides ist „fortgezogen in ein fernes Land" und allgegenwärtig: „Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk". — Und schließlich: die erste Bitte des Herrngebets schließt doch wohl, wo sie recht gebetet wird, zwei Gelöbnisse ein, das der Heilighaltung des Gottesworts und das der immer erneuten Heiligung unserer armen Menschenrede.

GERHARD HEINTZE

Das Geheimnis wirksamer Verkündigung

Eine Besinnung über Ludwig Harms

Es gibt wenige Prediger des Evangeliums, deren Verkündigung auf ihre Umwelt oder gar auf ihre Nachwelt eine aufweisbar nachhaltige Wirkung ausgeübt hat. Unter den wenigen gebührt dem Dorfpastor Ludwig Harms aus Hermannsburg in der Lüneburger Heide (1808 bis 1865) ein besonderer Platz. Noch heute ist Hermannsburg mit seiner von Harms gegründeten Missionsanstalt und den verschiedenen aus ihr hervorgegangenen kirchlichen Werken ein Mittelpunkt des geistlichen Lebens im niedersächsischen Raum. Zu dem großen Hermannsburger Missionsfest, das seit Harms' Zeiten alljährlich vor dem Missionshaus oder unter den Eichen eines der herrlichen Bauernhöfe des Kirchspiels gefeiert wird, stellen sich Jahr für Jahr viele Tausende von Besuchern aus dem ganzen Lande ein. Und wo immer es in Niedersachsen heute noch Gemeinden mit einer lebendigen kirchlichen Tradition gibt, läßt sich zumeist ohne große Mühe nachweisen, daß sie den entscheidenden, über Generationen hinweg wirksam gebliebenen Anstoß durch Ludwig Harms und die von ihm ausgegangene Erweckung bekommen haben.

Wodurch ist Harms' Verkündigung so nachhaltig wirksam geworden? Wir werden hier mit unserm Urteil sehr zurückhaltend sein müssen. Wo immer im Neuen Testament von einer besonderen Wirkung der Predigt des Evangeliums erzählt wird, wird allein Gott gepriesen und nicht in den besonderen Qualitäten der jeweiligen Verkündiger der Grund gesucht. Es ist auch nicht gesagt, daß das Evangelium falsch oder nachlässig gepredigt worden wäre, wo sich nicht alsbald auffallende Wirkungen einstellen. Der Predigt des Evangeliums ist keineswegs ein stets eindeutig nachweisbarer Erfolg verheißen. Der Glaube ist nicht die selbstverständliche Wirkung jeder Verkündigung, sondern Gott wirkt durch seinen heiligen Geist Glauben, „wann und wo er will". Dieses Geheimnis des Wirkens des Geistes Gottes dürfen wir keinesfalls verletzen.

Wo besonders nachhaltige Wirkungen der Verkündigung sichtbar geworden sind, dürfen wir aber fragen, unter welchen Bedingungen sie vor sich ging, welche Triebkräfte erkennbar sind, welches Gewicht etwa natürliche Begabung und Eigenart sowie die geschichtlichen Umstände dabei gehabt haben, und in welcher Weise die besonderen Anliegen der Zeit aufgenommen und beantwortet wurden. Gerade auch bei Ludwig Harms können uns durch solche Fragen mancherlei Zusammenhänge deutlich werden. Und auch im Blick auf das, was der Verkündigung heute noch not tut, mögen sich dabei fruchtbare Erkenntnisse ergeben. Nur dürfen wir nicht erwarten, das freie Wirken des Geistes Gottes auf diese Weise enträtseln zu können.

Herkunft und natürliche Begabung

Es ist sicher nicht unwichtig, daß er, der Bauernpastor, selber aus einem alten bäuerlichen Geschlecht stammt. Erst der Vater wird Pastor, zuerst in Walsrode, seit 1817 in Hermannsburg, wo ihm nach seinem Tode im Jahre 1849 sein Sohn im Amte folgt. So wird die Lüneburger Heide Harms' Heimat. Der Heidelandschaft und der Heimatgeschichte weiß er sich zeitlebens eng verbunden. In seinen Predigten und erst recht in seinen Erzählungen auf den Sonntagabendversammlungen auf der Diele seines Pfarrhauses hat seine Heimatliebe immer wieder ihren beredten Ausdruck gefunden. „Unser lüneburgisches Land ist doch das schönste und netteste, welches es geben kann, und wir müssen Gott recht dankbar sein, daß wir darin wohnen dürfen", — so kann er etwa eine Predigt anfangen. Seine Muttersprache war das Plattdeutsche. Daß auch seine hochdeutschen Predigten so konkret und anschaulich, oftmals auch drastisch und derb im Ausdruck sind, hängt gewiß damit zusammen. Wenn seine Gemeinde über seine Predigten urteilen konnte „dat geiht to Harten un dat kann man Allens verstahn und behollen", so liegt das eben auch mit daran, daß Harms in ihrer Denk- und Sprechweise völlig zu Hause war. Dazu hatte er, wahrscheinlich von seiner Mutter her, eine ausgesprochene Erzählergabe geerbt. Wie lebendig und originell malt er die biblischen Geschichten aus, so als wäre er selbst dabei gewesen! Nur ein Beispiel aus der Nacherzählung der Zachäusgeschichte:

„Wie soll Zachäus auf den Baum kommen? Er ist ein alter Mann, trägt einen mit Gold bordierten Rock und ist ziemlich wohlbeleibt. Doch die Begierde, Jesum zu sehen, ist so stark, daß er auf einmal seine Arme und Beine in Bewegung setzt, sie um den Baum schlägt und mit aller Mühe und Anstrengung hinaufklettert. Da mögen die Buben über ihn gelacht und das Volk ihn für verrückt gehalten haben. Er kehrt sich weder an das Lachen der Buben noch an das Spotten des Volks. Ein prächtiger Mann, der Zachäus, solche Leute gibt es nicht viele."

Unbekümmert läßt er dabei oftmals auch der dichterischen Phantasie die Zügel schießen, besonders bei Erzählungen aus der Kirchen- und Heimatgeschichte. Was weiß er etwa seiner Gemeinde alles über das gemeinsame Martyrium des Petrus und Paulus in Rom zu erzählen, über ihre letzten Worte und Gebete und die Einzelheiten ihrer Hinrichtung, — obwohl die Quellen nichts darüber sagen! Schließlich mag in diesem Zusammenhang auch sein angeborener Sinn für gerades Wesen und seine von frühester Jugend an erkennbare Energie und Härte gegen sich selbst erwähnt werden. So versieht er trotz einem schweren rheumatischen Leiden, das ihm mit zunehmenden Jahren jeden Schritt zur Qual machte, bis unmittelbar vor seinem Tode seinen Dienst, ohne auch nur die geringste Rücksicht auf seine Krankheit zu nehmen. Auch das mag schon rein menschlich seinen zähen, arbeitsamen Heidjerbauern imponiert haben.

Trotzdem wäre mit diesem Blick auf Harms' Herkunft und Veranlagung weder seine besondere Predigtweise noch deren starke Wirkung entscheidend

geklärt. Der Weg in das Pfarramt des kleinen lüneburgischen Bauerndorfes war ihm keineswegs von vornherein vorgezeichnet. Seine hervorragende wissenschaftliche Begabung und ausgezeichnete Schulleistungen hätten ihm auch eine ganz andere Laufbahn ermöglicht. Im Abgangszeugnis des Celler Gymnasiums 1827 bekam er die bestmögliche Beurteilung. Unter anderem heißt es hier: „Einzig in seiner Art war sein Privatfleiß und seine Belesenheit in den alten Klassikern, unter deren Hauptschriftstellern nur wenige waren, die er nicht ganz oder doch größtenteils gelesen hatte". Auch hat er sich während seines Theologiestudiums in Göttingen keineswegs auf enge Fachwissenschaft beschränkt, sondern sich daneben mit Philosophie, Botanik, Astronomie und vor allem mit einer ganzen Reihe von Fremdsprachen zusätzlich zu den klassischen Sprachen, die er glänzend beherrschte, beschäftigt. Ein bekannter Professor, der ihn später einmal in Hermannsburg besuchte, urteilte hinterher: „Dieser Mann wäre eine Zierde für jede Universität gewesen." In rhetorischer Beziehung scheint er dagegen keine besonderen natürlichen Gaben gehabt zu haben. Sein Bruder erwähnt in seiner Lebensbeschreibung, daß seine Stimme oft in Fistelton überschlug. Das alles schien Harms zunächst viel eher zur Laufbahn des Gelehrten zu bestimmen als zum Pfarramt in einem abgelegenen Heidedorf, das keinen Raum ließ für die weitere Entwicklung vieler seiner Gaben.

Innere Entwicklung

Weitaus bestimmender als Herkunft und natürliche Gaben ist für seine gesamte Wirksamkeit eine entscheidende innere Umwandlung geworden, die er selbst als seine „Bekehrung" bezeichnet hat. Von ihrem Hergang läßt sich kaum mehr ein ganz genaues Bild zeichnen, da er selbst sich nur verhältnismäßig selten und dann zumeist sehr allgemein darüber geäußert hat. Er wuchs auf in einem Elternhaus, das vom Geist eines milden Rationalismus erfüllt war. Während seines Studiums geriet er in eine tiefe Glaubenskrisis hinein und war schon entschlossen, den Beruf zu wechseln, weil er den Glauben an die Bibel als Gottes Wort, an die Gottheit Christi, ja an die Existenz Gottes selbst verloren hatte. Zunächst hinderte ihn nur der energische Einspruch des Vaters, sein Studium abzubrechen. Aber zwischen Studium und Kandidatenzeit 1831 kommt es zu einer bewußten, unbedingten Zuwendung zu Christus. Er macht die Erfahrung persönlicher Sündenerkenntnis, — gerade seine natürliche Neigung zu Hochmut und Selbstgerechtigkeit lernt er als die ihm besonders gefährliche Sünde anzusehen. Er wagt es, die Zusage der Sündenvergebung durch Christus nun auch auf sich persönlich zu beziehen, die Gerechtigkeit Christi zu ergreifen und damit entschieden aller Eigengerechtigkeit und vor allem der Versuchung des Zweifels abzusagen. Harms hat die Bekehrung zwar niemals als ein abgeschlossenes Ereignis verstanden, durch das der beständige Kampf gegen die Sünde und die stets neue Zuwendung zu Christus überflüssig geworden wäre. Die Bekehrung hebt den Kampf nicht auf, sondern führt vielmehr gerade

in ihn hinein. Die Leidenschaftlichkeit, mit der Harms häufig auf die ihm selbst besonders gefährlichen Sünden des Hochmuts, des Jähzorns und der Selbstgerechtigkeit zu sprechen kommt, läßt noch etwas davon spüren. Er rückt auch gelegentlich ausdrücklich von einem methodistischen Bekehrungsverständnis ab. Aber insofern bleibt seine Bekehrung doch der entscheidende Einschnitt, als die Richtung seines Lebens und sein Auftrag, fortan alle Kraft im Dienste Christi als seines Herrn einzusetzen, ihm von da ab unwandelbar feststehen. Dabei ist es durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß Theodor Harms aus ungenauer Erinnerung heraus verkürzt und schematisiert, wenn er in der Leichenrede für seinen Bruder die Bekehrung so darstellt, als ob sie im Lauf einer einzigen Nacht über dem Studium von Johannes 17 vor sich gegangen wäre.

Es braucht nicht wunderzunehmen, daß auch Harms' neugewonnenes Evangeliumsverständnis — aus der Rückschau gesehen — gewissen Einseitigkeiten und Verengungen ausgesetzt war. Wo gibt es schon ein wirklich lebendiges Erfassen der Christusbotschaft in einem Einzelleben ohne irgendwelche Einseitigkeiten? So mag man Harms' unentwegtes Drängen auf persönliche Bekehrung als zu stark pietistisch empfinden. Doch darf man dabei nicht übersehen, wie stark er gleichzeitig auf die Taufe und überhaupt auf Gottes objektives Gnadenhandeln als Ermöglichungsgrund der Bekehrung hinweist. Nachdrücklich hebt er auch hervor, daß wohl die Buße, nicht aber der Glaube notwendig die Gefühlserfahrung zur Seite haben müsse. „Beim Glauben hat das Gefühl nichts zu schaffen. Der Glaube hält sich allein am Wort". In dieser Beziehung steht Harms letztlich doch näher bei Luther als bei einem gefühlsbetonten Erwekkungschristentum.

Bedenklicher ist, daß er den Zweifel an der Wahrheit der Bibel nur durch ein unbedingtes Eintreten für die Lehre von der Verbalinspiration und durch völlige Verneinung der menschlich-geschichtlichen Seite der Schrift bekämpfen zu können meint. Ausdrücklich behauptet er ihre Unfehlbarkeit nicht nur in Glaubensdingen, sondern auch in historischen und geographischen Aussagen. Widersprüche, auch in Äußerlichkeiten, erkennt er nicht an. „Entweder die ganze Bibel, so wie sie geschrieben ist, Wort für Wort und Vers für Vers, ist Gottes Wort, oder die ganze Bibel, so wie sie geschrieben ist, Wort für Wort und Vers für Vers, ist ein Lügenbuch. Zwischen diesen beiden müßt ihr wählen."

Man wird es Harms gewiß hoch anrechnen müssen, mit welchem persönlichen Ernst er durch diese Entscheidung seine eigene Vernunft „unter den Gehorsam Christi gefangenzunehmen" und die Versuchung selbstherrlichen Urteilens zu bekämpfen versucht. Aber er wird hier in eine Position hineingedrängt, die sich nicht nur vom Standpunkt historisch-kritischer Wissenschaft, sondern gerade auch von der biblischen Offenbarung selbst her nicht halten läßt.

Im übrigen bedeutet die Bekehrung keineswegs, daß es von da ab keine theologischen Wandlungen und Entwicklungen mehr bei ihm gegeben hätte. Vor allem wendet er sich allmählich, wohl besonders von seinem jüngeren Bruder und Nachfolger Theodor Harms beeinflußt, einem konfessionell-lutherisch

geprägten Christentum zu, während er ursprünglich in der allgemeinen, konfessionell indifferenten Erweckungsbewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurzelte. Unbedenklich arbeitet er z. B. zunächst im Vorstand der reformierten Norddeutschen Mission mit und ist noch 1849 bereit, einen Teil der Zöglinge seines neugegründeten Missionshauses nach Abschluß ihrer Ausbildung dieser Mission zur Verfügung zu stellen. Auch später nimmt er nicht eine ganz so schroffe Haltung ein wie manche anderen zeitgenössischen lutherischen Konfessionalisten. So hält er etwa, obwohl er die Altpreußische Union grundsätzlich ablehnt, mit einzelnen Gliedern dieser Kirche die Gemeinschaft des Glaubens aufrecht: „Sie sollen sehen, daß ich in der alten, ungestörten Bruderliebe zu Ihnen stehe, ja das umsomehr, weil Sie im Glauben mit mir eins sind, wenn auch nicht in dem kirchlichen Bekenntnis", schreibt er noch 1861 an einen Missionsfreund in der Union. Aber im ganzen ist die stärkere bekenntnismäßige Prägung bei ihm in seinen späteren Jahren unverkennbar.

Seine theologischen Einseitigkeiten und Wandlungen ändern trotzdem nichts daran, daß von seiner Bekehrung an sein ganzes Leben unter dem Ziel steht, auf jede nur mögliche Weise Christus zu verkündigen und zu der gleichen Umkehr, die er selbst durchgemacht hatte, aufzurufen. Bekehrung und Erkenntnis der persönlichen Missionsverpflichtung gehören bei ihm zusammen. Schon während er dreizehn Jahre lang auf die erste kirchliche Anstellung wartet — er ist während dieser Zeit Hauslehrer in Lauenburg und Lüneburg, ehe er 1844 seinem Vater als Hilfsprediger zugewiesen wird —, treibt er mit ganzer Hingabe aus eigener Initiative Kranken- und Gefängnisseelsorge, predigt zur Aushilfe, wo immer ihm eine Kanzel eingeräumt wird, und sammelt Kreise erweckter Christen, die er schon jetzt besonders auch für die Aufgabe der Heidenmission erwärmt. Als ihm 1849 die Pfarrstelle in Hermannsburg endgültig übertragen wird, wagt er es, sich in seiner Antrittspredigt mit der ihm anvertrauten Gemeinde feierlich auf Lebenszeit zu verloben:

„Ein geistliches Ehebündnis zwischen Prediger und Gemeinde soll ein ebenso unauflösliches sein als ein leibliches Ehebündnis zwischen Mann und Frau." Mit den Worten des Trauformulars fordert er die Gemeinde auf: „Ist es euer heiliger Ernst und Wille, wie es mein heiliger Ernst und Wille ist, so stehet auf und gelobet mit mir: Wir wollen miteinander nach Gottes Befehl und Willen leben. Wir wollen einander in keinem Kreuz noch Widerwärtigkeit verlassen. Wir wollen uns nicht selbst voneinander scheiden, es scheide uns denn der allmächtige Gott selber."

Diese Gleichsetzung seines Amtsantritts mit einer Trauung wird uns heute gewagt vorkommen. Aber auch daran wird deutlich, wie leidenschaftlich und vorbehaltslos er in seinem Auftrag aufgeht. Es paßt dazu, daß er trotz dem Drängen mancher Verwandten und Freunde unverheiratet geblieben ist. Er hat in der Ehelosigkeit zwar keinen höheren Stand gesehen und erst recht daraus kein Gebot für andere gemacht. Für sich selbst berief er sich lediglich darauf, er habe über seinen vielen Amtsaufgaben keine Zeit zum Heiraten gefunden. Aber die Hingabe an den ihm seit seiner Bekehrung klar gewordenen Auftrag schloß für ihn den völligen Verzicht auf jede private Existenz und damit auch

auf die Familie wie auf die Schonung seiner Gesundheit mit ein. Hätte er nicht solch rücksichtslosen Raubbau mit seinen Kräften getrieben, so hätte er wahrscheinlich ein wesentlich höheres Alter erreichen können. Er hat selber nach dem Rat gelebt, den er einmal einem befreundeten Pfarrer schrieb: „Wenn alle Leute schlafen, dann ringen Sie noch auf den Knien mit dem Herrn um die Seelen der Menschen und opfern Sie Zeit, Kraft, Bequemlichkeit, alles alles dem Herrn und dem Seelenfrieden der Menschen."

Verkündigung und Wirksamkeit

Seine unbedingte Gewissensbindung an Christus als seinen alleinigen Herrn verwehrt ihm alle Liebedienerei und jegliches Ansehen der Person. Unerbittlich hält er jedem Stand und jedem einzelnen seine besonderen Sünden vor, einerlei ob hoch oder niedrig, arm oder reich. Ebenso wird aber auch jedermann ohne Unterschied eingeladen, die Vergebung der Sünden zu ergreifen und zu Christus umzukehren. Er selber hielt es so, wie er es einem Freund riet:

„Predigen Sie rücksichtslos entschieden Gottes Wort, strafen Sie die Sünden und Gottlosigkeiten der Gutsbesitzer und Pächter, sie mögen da sein oder nicht, und die Sünden und Gottlosigkeiten der Tagelöhner, auch sie mögen da sein oder nicht, und beide mögen es übelnehmen oder annehmen, nie kommt das Wort leer wieder zurück. Malen Sie Christum, und zwar dies vor allen Dingen, den Leuten vor die Augen in seiner ganzen Kreuzesgestalt und Herrlichkeit."

Gerade weil Harms seinem innersten Wesen nach durch und durch konservativ eingestellt war, fällt es doppelt auf, wie freimütig und ohne jede Menschenfurcht oder Kriecherei er sich den jeweiligen Obrigkeiten gegenüber verhielt. Als Kandidat in Lüneburg erregt er bei seiner vorgesetzten Behörde starken Anstoß dadurch, daß er sich weigert, ein für den Tod der damaligen Königin vorgeschriebenes Gebet zu verlesen, in dem die Königin als „hochselig" bezeichnet wurde, und stattdessen ein freies Gebet hält. Er wird wegen dieses Vorfalls sogar vorübergehend von der hannoverschen Kandidatenliste gestrichen und hätte ums Haar während dieser Zeit einen Ruf nach Amerika angenommen. Als 1857 ein Jahrgang seiner Missionszöglinge in Hannover vor dem Konsistorium geprüft wird, und er mit ihnen für den folgenden Tag eine Einladung des Königs erhält, sagt er für seine eigene Person mit folgender Begründung ab: „So gern ich unsern lieben König gesehen hätte, mußte ich doch auf diese Freude verzichten, um des Bußtages am folgenden Tage willen. Denn wäre ich noch mit zum Könige gegangen, so hätte ich erst abends in Hermannsburg sein können, und das wäre eine schlechte Vorbereitung auf den Bußtag gewesen. Die heilige Pflicht des Amtes geht allem vor."

Wo immer er in seinen Predigten auf das Thema Obrigkeit zu sprechen kommt, beschränkt er sich niemals darauf, nur die Pflicht zum Gehorsam einzuschärfen, sondern warnt mit noch größerem Nachdruck davor, den Menschen mehr zu gehorchen als Gott.

„Wer in Sachen gegen das Wort Gottes der Obrigkeit gehorcht, der wird deshalb am jüngsten Tage verdammt, weil er Menschendienst vor Gottesdienst gesetzt hat, und das soll und darf kein Mensch tun. Der wahre Christ ist vor der Obrigkeit ehrerbietig, aber er ist kein Speichellecker und Fuchsschwanzstreicher. Er lacht nicht beim Spotten der Obrigkeit über Gott und Gottes Wort. Er sagt nicht Prost, wenn die Obrigkeit niest. Weil ihr Knechte Gottes seid, so könnt und werdet ihr nie Knechte der Menschen sein. Darum ist der wahre Christ ebenso frei von aller hochmütigen Überhebung als von aller niederträchtigen Kriecherei. Er steht da als ein Mann ohne Furcht und Tadel."

Seine Freimütigkeit und Unerbittlichkeit in der Predigt des Wortes Gottes, einerlei, mit wem er es zu tun hat, und ohne Rücksicht auf mögliche Folgen, wirkt dabei nicht überheblich und pharisäisch, weil er sich selbst als erster unter das Urteil des Wortes Gottes beugt und selber nichts weiter sein will als ein gerechtfertigter Sünder.

Für die politischen und sozialen Umschichtungen seiner Zeit hat Harms wenig Verständnis bewiesen. Sowohl in der Revolution von 1848 wie in allen liberalen Strömungen der Folgezeit sieht er nichts weiter als offenen Aufruhr gegen Gott und spart nicht mit geradezu verletzend schroffen Verdammungsurteilen. Er verlangt, daß die Obrigkeit mit allen Machtmitteln gegen alle demokratischen Bestrebungen einschreite, und sieht in jedem Nachgeben ein Zeichen der Feigheit. Die alte patriarchalische Ständeverfassung scheint ihm die unmittelbar von Gott verordnete Verfassung zu sein. Für die geschichtlichen Ursachen der Revolution ist er freilich nicht völlig blind gewesen. Er geißelt scharf die Machthaber seiner Zeit, die ihre Gewalt nicht mehr aus der Verantwortung vor Gott heraus verstehen, sondern lediglich auf Erweiterung ihrer eigenen Macht bedacht sind. Er sieht auch die sozialen Mißstände:

„Wie werden die Armen von den Reichen behandelt? Sie lassen sie für sich arbeiten und geben ihnen so wenig wie möglich dafür. So sind an vielen Orten die Fabrikarbeiter die Sklaven ihrer Herren, die ihnen den Lohn nach Willkür geben. Ebenso machen es die Gutsbesitzer mit ihren Gutsuntertanen, die, wenn sie nur könnten, zu Tausenden auswandern würden, um ihren Tyrannen zu entfliehen. Daß bei solchen Verhältnissen die Armen die Reichen hassen, kann nicht anders sein. Jetzt haben die Reichen noch die Gewalt. Wird sich aber das Blatt einmal wenden, dann geht es den Reichen schlecht."

Aber die gottlose Tyrannei der Machthaber — für ihn am unverhülltesten repräsentiert durch die beiden Napoleone — und die säkularisierte Demokratie liegen für ihn grundsätzlich auf ein und derselben Ebene. Seine Besorgnis steigert sich, als zu Anfang der sechziger Jahre auch im Bereich der hannoverschen Landeskirche immer dringlicher Wahlen zu einer verfassunggebenden Synode verlangt und schließlich auch von der Regierung ausgeschrieben werden. Die ganze Entwicklung rückt ihm jetzt unter apokalyptische Vorzeichen. Die Staaten werden nach seiner Erwartung immer ungehemmter dem Säkularismus verfallen und sich in revolutionär-imperialistischen Kriegen gegenseitig verzehren — der deutsch-dänische Krieg von 1864 ist ihm schon ein Vorzeichen dafür. Auch die offizielle Kirche ist in seiner Sicht schon drauf und dran, offen von Christus abzufallen und gemeinsame Sache mit Säkularismus und Revolution zu machen. Wer sich nicht daran beteiligen will, wird ausgestoßen und verfolgt

werden. Und in dem allen sieht er sich das Kommen des jüngsten Tages vorbereiten, allerdings ohne sich im einzelnen auf Terminberechnungen einzulassen.

Harms mag sich in seiner Zeitdeutung in vielen einzelnen Punkten geirrt haben. Er mag auch den eigentlichen Nöten und Fragen seines Zeitalters auf politischem und sozialem Gebiet nicht gerecht geworden sein. Er war ja Pastor einer reinen Dorfgemeinde, für die diese Fragen damals noch sehr am Rande lagen. Jedenfalls hat er recht behalten, wenn er in dem immer weiter fortschreitenden Säkularisationsprozeß und in dem Auseinanderfallen von christlichem Glauben und weltlicher Lebensgestaltung das Hauptproblem für die Kirche seiner eigenen und der Folgezeit erkennt — ein Problem, das auch heute durchaus nicht gelöst ist. Vor allem aber: Harms ist gewiß, daß die äußeren Verhältnisse nur anders werden können, wenn der einzelne durch Buße und Glauben erneuert wird. „Ändern sich die Herzen, so ändern sich die Verhältnisse von selbst." So führt ihn gerade auch der Blick auf das Zeitgeschehen immer wieder zum eigentlichen Hauptthema seiner Verkündigung zurück.

Für die Lebensgestaltung des einzelnen und seiner Gemeinde zieht Harms aus der Verkündigung von Buße und Glauben sehr praktische Konsequenzen. Denn Rechtfertigung und Heiligung, Vergebung und Erneuerung gehören für ihn aufs engste zusammen. Private Frömmigkeit und irdisches Berufsleben dürfen nicht auseinanderklaffen. Auch das gesamte Alltagsleben soll vielmehr vom Wort Gottes durchwaltet und geordnet werden. Vor allem drängt Harms auf strengste Sonntagsheiligung. Der Gottesdienst füllte in Hermannsburg schon rein zeitlich den wesentlichen Teil des Sonntags aus. Der Vormittagsgottesdienst dauerte vier bis fünf Stunden. Nachmittags folgte noch ein Gottesdienst von etwa drei Stunden. Und dann schlossen sich noch die Abendversammlungen im Pfarrhaus an. Dazu fanden regelmäßig Wochengottesdienste statt. Daß alle Gemeindeglieder, die irgend in der Lage dazu sind, den Gottesdienst besuchen, setzt Harms als selbstverständlich voraus. Wer ohne dringende Not einen Gottesdienst versäumt, ist kein Christ, sondern „ein Rebell gegen Gott, er mag sein, wer er will." Alle Sonntagsarbeit wird aufs strengste verurteilt, sogar Handarbeiten, Rasieren und Schuhputzen. An den Werktagen nehmen die regelmäßigen Hausandachten morgens und abends einen breiten Raum ein. Dazu hält Harms sehr auf das regelmäßige Tischgebet bei allen Mahlzeiten, das weithin während des Rationalismus abhanden gekommen war. Er selbst hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, auch nicht den kleinsten Bissen ohne förmliche Danksagung zu sich zu nehmen. Streng wacht er in seiner Gemeinde über Ordnung und Sitte. Auch „Mitteldinge" wie Theaterbesuch, Tanzen, Kartenspiel und sogar das Lesen von Romanen verdammt er ausnahmslos. Rauchen und Alkoholgenuß bleiben dagegen in mäßigen Grenzen erlaubt.

In allen diesen Zügen ist eine gewisse Gesetzlichkeit unverkennbar. Es hat auch schon zu seinen Lebzeiten nicht an Widerspruch dagegen gefehlt. Aber im großen und ganzen ist die Gemeinde Harms doch willig gefolgt. Und das hängt sicher wesentlich damit zusammen, daß sie vor Augen hatte, wie für ihn selber der ständige Umgang mit dem Worte Gottes und dem Gebet nicht äußere

Form oder starres Gesetz, sondern notwendiges Lebenselement war. Auf die Predigt und alles, was sein Amt von ihm forderte, war ihm das Gebet die wichtigste Vorbereitung. Man spürt noch heute die Kraft und Innerlichkeit seines Betens, wenn man die Gebete liest, die jede Predigt der von ihm herausgegebenen Predigtsammlungen einleiten und beschließen. Als ein Amtsbruder Harms einmal fragte, warum er soviel mehr ausgerichtet habe als andere, soll er geantwortet haben: „Ich habe vielleicht mehr gebetet als andere." Darin ist ohne Zweifel ein besonderes Geheimnis seiner Wirksamkeit angerührt. Und damit hängt gleichfalls zusammen, daß trotz manchen gesetzlichen Zügen in seiner Verkündigung die Freude des Dienen-Dürfens unter der Herrschaft Christi und die Einladung zu dieser Freude der eigentlich bestimmende Klang ist. Auch sein oft hervorbrechender urwüchsiger Humor ist zutiefst von dieser Freude genährt.

Wesentlich ist schließlich auch, daß Harms seiner Gemeinde, indem er sie zur Umkehr zu Christus ruft, auch ganz neue praktische Aufgaben zeigt. Es gibt für ihn kein bloß passives Christentum. Der Glaube kann nicht ohne tätige Liebe sein, die anderen in ihrer Not helfen und sie vor allen Dingen zu Christus führen möchte. So ist sein großes, weltumspannendes Missionswerk, auf das wir hier nicht näher eingehen wollen, für Harms Gemeindesache und nicht Liebhaberei einzelner weniger Interessierter. Er bemüht sich in Hermannsburg von Anfang an darum, die ganze Gemeinde in die Mitverantwortung und Mitarbeit an diesem Werk hineinzuziehen. Und es zeigt sich schon bald, wie der Segen davon auf die Gemeinde selbst zurückfließt. Aber auch für die tätige Nächstenliebe in der eigenen Gemeinde und im engeren Umkreis der Heimat nennt Harms seiner Gemeinde stets konkrete praktische Aufgaben. Äußere und Innere Mission stehen bei ihm nicht in Konkurrenz, sondern befruchten sich gegenseitig. In diesem Dienst der ganzen Gemeinde erfüllt sich in besonders eindrucksvoller Weise ein echtes Stück evangelischen allgemeinen Priestertums.

Wir haben nur auf diese und jene Einzelzüge aufmerksam machen können, die augenscheinlich im Zusammenhang mit der besonderen Wirkung stehen, die Harms auf seine Zeitgenossen und bis hinein in unsere Tage ausgeübt hat. Das Geheimnis dieser Wirkung ist damit nicht wirklich enthüllt. Das Wichtigste ist doch wohl dies: Harms wollte nichts weiter sein als ein Zeuge des Evangeliums, das für alle Zeiten gilt und die göttliche Verheißung hat, daß es „nicht leer zurückkommen soll", obwohl es auch durch die größten Prediger immer nur einseitig und unvollkommen verkündigt wird. So ist das Geheimnis von Ludwig Harms' wirksamer Verkündigung letzten Endes das Geheimnis des Evangeliums selbst.

ALBRECHT HEGE

Alltag der Landfrau

Sie sollten es jetzt vor sich sehen: eine Tür — in manchem ist es mehr ein Tor, so stark gefügt ist der Rahmen, so dauerhaft die Stufe —, im Rahmen dieser Tür steht eine junge Frau. „Frisch" müssen Sie unwillkürlich denken. Ein frisches Gesicht, frische Farben, ein frischer Blick. Das macht wohl die frische Luft, Sonne, Wind und Regen, die um diese Frau her sind, wenn sie ihre Arbeit tut. Sie spüren ihn beinah, diesen frischen Wind. Und dann denken Sie frisch und — rund, und lächeln zugleich, weil man dieses Wort mißverstehen könnte. Die junge Frau ist zwar kräftig, aber doch in keiner Weise rundlich, so etwa, wie man sich von früher her gerne Bäuerinnen denkt. Sie denken „rund", weil Sie empfinden, wie sehr die Dinge um diese junge Frau her sich schließen.

Gleich neben der Tür steht ein Kinderwagen — keine Wiege, wie Sie sich überzeugen können, sondern ein normaler, moderner Kinderwagen aus Peddigrohr. Neben dem Kinderwagen liegt der Hund. Er schläft nicht, wie Sie meinen könnten. Sie würden sich davon augenblicklich überzeugen, wenn Sie ein paar Schritte näher träten. Sie würden das ohnehin gerne tun, denn es beginnt Sie zu interessieren, was wohl in dem Eimer ist, den die junge Frau gerade hinaustragen will. Es könnte Schweinefutter sein, Trinkwasser für die Kücken, vielleicht auch hat sie sich etwas zusammengerichtet gegen die Schnecken im Garten.

Dies alles zusammen ist es wohl, was Sie veranlaßt, zu denken „rund". Rund um diese Frau her ist alles erfüllt, alles lebt. Und das alles ruft nach ihr im Lauf des Tages, weil es versorgt sein will. Das Kind und der Hund, die Tiere im Stall, die Kücken, die Pflanzen im Garten. Für alle diese Lebewesen ist sie die Mutter. Ich könnte mir denken, daß Sie nun ein drittes Wort denken. Vielleicht das Wort „reich". Denn ist diese junge Frau nicht wirklich reich?

Sie kommen sich selber abgeblaßt vor, beinahe farblos neben dieser Frische, und halb leer neben so viel erfülltem Reichsein. Sie überschlagen rasch Ihr eigenes Leben. Wer ruft nach Ihnen? Die Kinder, ja gottlob die Kinder. Aber wenn die Kinder groß sind? Die Schreibmaschine? Der Schalthebel? Der Bleistift? Die Kasse? Der Spültisch? Sie empfinden mit einemmal deutlicher: nur lebendige Dinge können rufen, tote schweigen. Und da mag Ihnen einen Augenblick lang sein, als ziehe eine Wolke vorüber und werfe ihre Schatten gerade dahin, wo Ihr Leben liegt. Und dort steht die junge Frau in der Tür, die mehr ein Tor ist als eine Tür; sie steht in der Sonne und ist reich.

Ob Sie nun sehr erstaunt sind, wenn ich Ihnen sage, daß es für diese junge Frau ein schwerer Entschluß war, Bäuerin zu werden? Sie fragen: kann es denn schwer sein, in ein solches Leben zu treten, wo man in jedem Augenblick den Sinn seines Daseins so greifbar in Händen hat? Aber es ist für die junge Frau

tatsächlich sehr schwer gewesen, und es waren sehr klare und durchdachte Gründe, die sie haben zögern lassen, ihr Jawort zu geben, als ihr heutiger Mann sie gefragt hat, ob sie zu ihm kommen wolle auf seinen Hof — für immer. Denken Sie nun nicht, es wären Fragen des Besitzes gewesen oder der Art der Übernahme des Hofes. Diese Dinge haben freilich ihr großes Gewicht im Bauernleben. Die Mutter der jungen Frau hat es damals am unmittelbarsten ausgesprochen: „Ich hätte dir so gerne gegönnt, daß du es leichter bekommen würdest." Leichter, das wollte heißen, leichter als ich, deine Mutter. Nun freilich, die Mutter der jungen Frau ist eine völlig zusammengeschaffte alte Frau, obwohl sie noch gar nicht einmal so alt ist.

Was mag es sein, das auf das Leben dieser frischen jungen Landfrau so tiefe Schatten wirft? Sehen Sie, eben geht sie am Kinderwagen vorbei, sie stellt ihren Eimer ab und zieht die Decke zurecht und dann nimmt sie den Eimer wieder und geht. Empfinden Sie nicht auch, jetzt müßte die junge Frau sich umdrehen und etwas ins Haus zurückrufen. Sollte es nicht heißen: „Wenn die Kleine inzwischen aufwacht — der Schoppen steht im Kühlschrank!"?

Sie wird sich aber nicht umdrehen und nichts in das Haus zurückrufen. Es ist ja niemand drin, dem sie es zurufen könnte. Leeren Wänden kann man nichts zurufen. Die Kammer oben, die man früher die Magdkammer genannt hat, die steht für immer längere Zeiten leer. Man bekommt niemand mehr. Nun, jetzt gerade ist es vielleicht nicht einmal so sehr schlimm. Sie hört ja wohl vom Hühnerstall her oder vom Garten aus, wenn die Kleine schreit. Aber wenn sie später mit hinausgeht aufs Feld, dann eben ist niemand um den Weg, und wenn sie am Abend zurückkommt, müde, sehr müde vielleicht, dann kommt der Augenblick, vor dem sie sich fürchtet. Da sollte sie zu gleicher Zeit eigentlich überall sein. Bei den Hühnern, im Garten, bei dem Kind, bei der Kuh, bei dem Hund, bei dem Herd, bei ihrem Mann, im Keller, auf dem Boden. So rasch ihre Füße sind, so flink ihre Hände arbeiten können — sie kann zur gleichen Zeit nur eines tun und nur immer an einer Stelle sein. Und so tut sie das eine, und zwei, drei Dinge, die genau so wichtig sind, bleiben ungetan.

Der Arbeitstag dieser jungen Frau beginnt früh um $^1/_2$6, im Sommer wie im Winter, am Sonntag wie am Werktag. Am Sonntag beginnt ihr Tag eher noch etwas früher. Wann man im Bauernhaus aufsteht, bestimmt das Milchauto, das pünktlich jeden Tag kurz vor sieben an der Ecke vorne vorbeifährt. Der Fahrer der Molkerei hält auf Ordnung. Er wartet nicht. Stehen die Milchkannen nicht da, fährt er weiter. Und so ist es eine einfache Rechnung: kurz vor sieben Uhr müssen die Milchkannen an der Ecke stehen. Also aufstehen, anziehen (ob die Zeit reicht, sich zuvor abzuduschen oder ganz abzuwaschen?), dann in den Stall, füttern, melken, die Milch forttragen, den Stall fertig machen.

Manche Leute im Dorf stehen noch früher auf als die Bauersfrau. Es wäre wohl gut, die junge Frau führe ab und zu morgens mit dem ersten Omnibus in die Stadt, damit sie sähe, wie das ist, tagaus, tagein den langen Weg zur Stadt zu fahren zum Arbeitsplatz. Es würde ihr gut tun, zu merken, daß auch diese anderen Leute eben „müssen" und daß auch dieses Müssen ganz und gar nicht

leicht ist. Das Muß dieser anderen heißt, verdienen müssen. Einen Tag nicht zur Arbeit fahren bedeutet einen Tag ohne Verdienst. Das ist genau so Zwang wie im Bauernstall. Nur kommt im Bauernstall eines noch dazu. Wenn die junge Frau einmal nicht aufsteht, weil sie einfach nicht kann, dann brüllen unten im Stall die Kühe.

Der Arzt im Dorf macht sich da manchmal seine Gedanken. Er hat sie ja alle in seiner Sprechstunde, die Frauen, die in die Stadt fahren, und die Frauen, die auf den Höfen sind. Es ist immer wieder das gleiche: die Frauen, die morgens mit dem Bus wegfahren, werden viel langsamer gesund. Im einen oder anderen Fall hat er schon sehr energisch von Flucht in die Krankheit gesprochen. In den Bauernhäusern hat er seine liebe Not mit einer ganz anderen Flucht. Er kann es so dringlich sagen, wie er will, daß sie vor acht Tagen nicht ans Aufstehen denken dürfen, sie stehen eben doch auf. Er möchte da manchmal heftig werden — nur freilich das mit den Kühen und mit den Kindern und mit all dem vielen anderen, das weiß er eben auch. Und so kommt es, daß er oft ein Bauernhaus mit einem tiefen Seufzer verläßt. Was hilft die beste ärztliche Kunst, wenn es so bleibt?

Zwischen 7 und ½8 trifft sich die bäuerliche Familie am Kaffeetisch. Jedes hat das Seine getan. Die Gedanken gehen zur kommenden Arbeit voraus. Es will so viel noch getan sein. Der neue Tag ist mit Notwendigem und mehr als Notwendigem bereits überbelastet, bevor er recht angefangen hat. „Haben wir uns eigentlich übernommen?" denkt es manchmal im Herzen der jungen Frau. Sie ist im ganzen recht gut eingerichtet: es ist eine Waschmaschine da und ein Kühlschrank, und bald wohl wird sie ein Fach haben in der neuen Tiefkühlanlage im Dorf; über die Melkmaschine verhandelt der Mann eben mit einer Firma. Man muß gerecht sein, es ist körperlich nicht mehr in dem Maß anstrengend, wie es noch zu Mutters Zeiten war, aber man ist oft so unsagbar müd; man kann einfach nicht mehr so viel leisten; man begreift es manchmal buchstäblich nicht mehr, wie die Mutter das alles zuwege bringen konnte früher. Und dabei hatte Mutter noch Zeit. Freilich, der Mann sagt, und er hat sicher recht, wenn er einen Tag mit dem Schlepper gepflügt hätte, dann sei er am Abend müder, als wenn er den ganzen Tag mit den Pferden draußen war. Mit der körperlichen Anstrengung ist das nicht zu erklären, denn hinter den Pferden muß man den ganzen Tag gehen, auf dem Schlepper kann man fast die ganze Zeit sitzen.

Es fehlen wohl die Reserven, bei ihr, der jungen Frau, ebenso wie bei ihrem Mann. Der Nachbar, sie muß oft daran denken, hat neulich gesagt, wenn er seinen Gummiwagen so überladen müßte, daß die Blattfedern ganz zusammengepreßt aufeinander zu liegen kämen, dann täte ihm der Wagen leid. Aber genau so sei's nun bei ihm selber und fast mehr noch bei seiner Frau. Die junge Frau denkt, der Nachbar hat recht, es wird bei uns nichts mehr abgefangen, jeder Stoß, jeder Ärger, jedes Mißlingen, jede Störung (etwa durchs Wetter) überträgt sich gleich ganz nach innen.

Die junge Frau liest den Morgensegen. So war's bei den Eltern, und bei den Eltern ihres Mannes war es auch so. Sie weiß freilich nicht genau, ob es noch ein anderes Haus gibt im Dorf, in dem sie ebenfalls den Morgensegen lesen. Sie merkt aber, es ist heute gar nicht leicht, an der guten alten Sitte festzuhalten. Wird das Lesen nicht mehr und mehr zur bloßen Form? Weiß man eine Stunde später noch, was man gelesen hat? Bei den Eltern war es irgendwie anders. Damals war eben nicht so viel den Tag über. Damals war man noch nicht so gejagt von den unzähligen Möglichkeiten, die heute da sind.

Das freilich weiß die junge Frau kaum, daß sich diese Frage heute in vielen Häusern überhaupt nicht mehr stellt, weil man da gar nicht mehr miteinander am Frühstück sitzen kann und jedes nach ein paar hastigen Bissen in eine andere Richtung davoneilt. Hier im Bauernhaus kann man noch zusammen um den Tisch sitzen, unter Umständen auch ein paar Minuten länger, als zum Essen nötig ist — wenn nicht eben ein unverkennbares Schleppergeknatter vor dem Fenster sie in der Stube aufschrecken ließe: „Der Nachbar fährt bereits hinaus!"

Während sie rasch die Tassen zusammenstellt, kann die junge Frau sich den Unterschied überlegen. Von der Mutter her weiß sie, wenn vor Jahren einer aus dem Dorf vor dem festgelegten Tag im Weinberg anfing, zu pfählen, dann fand er am nächsten Tag alle seine Pfähle wieder ausgerissen. Das Dorf duldete es nicht, daß einer früher anfing, als es durch die Erfahrung vieler Jahre erprobt war. Heute aber ist es geradezu unerträglich geworden: wenn einer anfängt, müssen alle anfangen; man getraut es sich nicht, später dran zu sein, weder am einzelnen Tag noch bei den einzelnen Arbeiten des Jahres. Was die andern tun und wann sie es tun, das ist jetzt Gesetz im Dorf.

Mit den Pausen und mit dem Feierabend ist es auch so. Früher haben die Pferde dafür gesorgt, daß der Bauer beizeiten vom Feld heimkam und daß auch sonst die Zeiten eingehalten wurden am Mittag und am Abend. Den Pferden tat's weh, wenn die Arbeit außer der Ordnung geschah. Mit dem Schlepper ist das nun anders. Etwas hilflos denkt die Frau daran, wie kürzlich ein Jugendfreund ihres Mannes da war. Der Mann ist weit und breit als einer der tüchtigsten Bauern bekannt. Er hat erzählt, in diesem Jahr endlich sei es ihm gelungen, der Senke in seinem größten Acker beizukommen. „Nie hat es klappen wollen mit dem Umbrechen, immer blieb bis jetzt der Boden giftig. Nun habe ich herausgefunden, daß der Boden eine ganz besondere Temperatur haben muß zum Pflügen. Es muß gerade anfangen zu frieren. Da geht es dann natürlich um Stunden. Es war Anfang Dezember. Ich hatte den Wetterbericht genau verfolgt, und das Thermometer steckte seit Tagen im Boden. Um zwei Uhr nachts bin ich dann hinausgefahren. Bis vier Uhr früh war's geschafft. Und jetzt steht an der Stelle ein Weizen, wie noch nie einer auf diesem Acker stand!"

Natürlich, denkt die junge Frau, mit dem Schlepper geht auch das. Sie denkt es bitter, obwohl sie doch wirklich weiß, wie gut es ist, daß auch sie selber nun einen Schlepper haben. Aber das ist es wohl, daß sie nun mit ihrem eigenen Arbeitstag hineingespannt ist in diese Arbeitswelt, deren Maß der Motor geworden ist. Es gibt von diesem Arbeitstag keinen Urlaub. Keinen einzigen Tag

im ganzen Jahr. Vielleicht keinen einzigen im ganzen Leben? Aber die Mutter hat doch auch nie Urlaub gehabt! Das gehört doch wohl einfach zum Bauernleben? Aber zu Mutters Zeit stand eben noch nicht in der Zeitung: Ostern in Rom — DM 159.—, Sommerwochen in Norwegen — DM 286.—, und damals wußte man noch nicht so viel von Nerven und Störungen im Kreislauf.

Neunzig Stunden hatte die Arbeitswoche der Bäuerin auch früher schon. Im Winter vielleicht etwas weniger, im Sommer dafür ganz erheblich mehr. Es war auch früher schon so, daß in der ganzen Woche für die Frau im Bauernhaus nicht mehr als zwei bis drei Stunden Freizeit übrig blieben, nämlich am Sonntagnachmittag zwischen 2 und 5 Uhr, allerdings nur, wenn kein Besuch kam. Warum soll das heute anders sein? Nun, heute steht in den Zeitungen von der Forderung der 40-Stunden-Woche, und heute fährt der Bus am Samstagnachmittag um 13.45 Uhr ins Dorf ein und dann beginnt für die Frauen, die mit dem Bus kommen, das Wochenende. Sie haben auch da genug zu tun, das weiß die junge Frau, aber sie können über diese Zeit verfügen, sie können auch ausspannen, wenn es sein muß; sie nicht.

Die Arbeit selbst hat zwischen früher und heute so sehr wohl nicht zugenommen, aber die Relationen haben sich verschoben. Es ist im Bauernhaus so ziemlich beim Alten geblieben, es ist aber anderswo nun ganz anders geworden. Früher sahen auch in anderen Ständen die Frauen mit vierzig so aus, daß man nicht wußte, sind sie nun vierzig oder sind sie schon sechzig. Aber das, was neulich der jungen Frau passiert ist, das gehört eben doch wohl ganz in die heutige Zeit, das wäre früher nicht möglich gewesen. Sie hat die Talbäuerin getroffen, und es war noch jemand dabei. Die Talbäuerin sagte: „Meine Schwester. Sie ist in St. verheiratet!" Und da hat die junge Frau gesagt: „Ach, ich habe gar nicht gewußt, daß Sie noch eine jüngere Schwester haben." „Meine Schwester ist acht Jahre älter", sagte die Talbäuerin. Die junge Frau ist etwas rot geworden, aber war es nicht zu verstehen, daß sie sich so sehr getäuscht hat? Die Schwester sah doch ganz offensichtlich erheblich jünger aus. Wie lange wird es dauern, bis sie selber so wie die Talbäuerin aussehen wird, so verbraucht und verschafft und so unbestimmbar alt? Hat sie nicht manchmal das Gefühl, als würden die Jahre eben doppelt zählen? Als würde sie mit jedem Jahr zwei Jahre älter? Einfach deshalb, weil es viel zu viel war, gut und gerne doppelt zuviel.

Es war mir darum zu tun, Sie so nah wie möglich mit einer modernen Landfrau zusammenzubringen, damit Sie verstehen, wenn ich Ihnen nun sage, daß hier sehr ernste soziale Fragen sind. Die sozialen Fragen beginnen ja nicht unter allen Umständen erst dort, wo der Monatsverdienst eine bestimmte Grenze unterschreitet. Es ist nicht gesagt, daß soziale Fragen da doch wohl nicht vorliegen können, wo ein Kühlschrank im Haus ist und man eine Waschmaschine besitzt. Ist es nicht eine schwere soziale Not, wenn eine Frau nicht fort kann, keinen einzigen Tag, auch wenn Erholung noch so dringend nötig wäre? Ist es nicht eine schwere soziale Not, wenn es einer Frau vom Arzt verboten ist,

schwere Lasten zu heben, wenn sie es aber dennoch tun muß, weil sonst niemand da ist, der diese Lasten hebt (sie kann den Bauern doch nicht für jeden Kartoffelkorb vom Acker rufen!)? Ist es nicht eine echte soziale Not, wenn Bauernkinder heute unterernährt sind und gesundheitliche Schäden haben, nicht weil man nicht genug zum Essen hätte im Bauernhaus, wohl aber, weil einfach die Zeit fehlt, richtig zu kochen?

Von Landflucht wird heute viel gesprochen. Nicht immer geschieht es mit der nötigen Sorgfalt und Sachkunde. Es gibt eine Landflucht, die sein muß. Ein Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche kann im Durchschnitt nicht einmal eine einzige Bauernfamilie richtig ernähren; auf derselben Fläche von einem Hektar aber vermag ein Industriewerk unter Umständen dreitausend Arbeitsplätze unterzubringen; dann verdienen auf diesem gleichen Stück Land dreitausend Familien ausreichend ihr Brot! Es können nicht alle heute, die auf dem Land leben, von der Landwirtschaft leben. Aber merken Sie, wie doppelgesichtig dieses Wort ist? Es müssen eben doch alle von der Landwirtschaft leben, denn sie leben alle vom Brot.

Noch vor hundertfünfzig Jahren ernährten durch ihrer Hände Arbeit vier bäuerliche Familien eine Familie in der Stadt. Heute ernährt eine Bauernfamilie vier städtische Familien. Und wenn wir Bauernfamilie sagen, dann sagen wir zuerst die Bauersfrau und die Bauerntöchter. Denn in der Landwirtschaft arbeiten mehr Frauen als Männer.

Manchmal muß ich an den Remter im Schloß zu Marienburg denken. Der Baumeister hat in diesem Raum ja etwas ganz Ungewöhnliches getan: er stützte den ganzen Raum ab auf eine schmale zierliche Säule. Man denkt unwillkürlich, wäre die Säule weg, müßte die Decke herunterstürzen. An diesem Bild läßt sich die Not der modernen Landfrau deutlich zeigen: sie kann nicht weg. Sie darf nicht weg. Schwer und bedrückend erhebt sich die Frage: darf man einem Menschen das antun? Ein Mensch ist nicht aus Stein. In einem Menschenleben gibt es Zeiten, da der Mensch eben einfach nicht mehr kann.

Kann man aber nicht auch hier durch Rationalisierung helfen? Kann nicht auch hier die Technik vieles leichter machen? Das kann die Technik, und sie tut es auch. Fähige Menschen, landwirtschaftliche Berater und Beraterinnen, Forschungsinstitute setzen ihre ganze Kraft dafür ein, daß der Landfrau hier erleichtert wird, was nur erleichtert werden kann. Aber gerade diese Helfer haben es besonders deutlich vor Augen: am entscheidenden Punkt kann man nicht technisieren. Die Kraft des Herzens und der Seele, Liebe und Mütterlichkeit, entziehen sich der Rationalisierung. Die Technik ist eine Hilfe, eine sehr wesentliche Hilfe sogar, aber *die* Hilfe bringt sie nicht.

Gott will uns sehr wohl auch durch Maschinen helfen, er geht aber davon nicht ab, daß die durchgreifende Hilfe von Menschen, durch Menschenherzen und Menschenhände, geschehen soll. Z. B. durch den Bauern. Er ist ja wohl der Nächste dazu. Schon allein dadurch, daß er nicht einzig und allein Bauer ist, sondern Mann seiner Frau. Der „Bauer" kann heimkommen und sagen, wenn seine Frau einmal ausnahmsweise nicht mit draußen war: „Horch, was hast du

nur heute den ganzen Tag getan?" Der „Mann" wird das nicht sagen. Der „Bauer" wird sagen, wenn der Regen seine Arbeitspläne hindert: „Heute fahren wir Mist, komm dann rechtzeitig auf den Acker heraus!" Der „Mann" sagt dazwischen hinein einmal: „Mit dem Mistfahren komme ich heute allein zurecht, gehe du heute einmal an deine Sachen!" Und der „Mann" wird am Abend eines besonders langen Tages sagen können: „Heute war es aber viel für dich, Lisbeth!"

Es gibt Landfrauen, die meinen, ein solches Wort sei mehr wert als eine ganze programmatische Rede bei einer Bauernversammlung, die in dem Satz ihren Höhepunkt findet: „Wir fordern die völlige Befreiung der Frau von jeglicher Stall- und Feldarbeit!" Sie denken eben sehr mit dem Herzen, unsere Frauen auf dem Land.

Der Bauer ist zur Hilfe der Nächste, aber gewiß nicht der einzige; vielleicht sind die nächsten Helfer bereits die jungen Menschen aus der Stadt. Ich kenne nicht nur eine Bäuerin, die voll Lobes ist über die jungen Mädchen aus der Stadt. Meist sind es Bauernenkelinnen. Sie bringen eine ganz neue Freude mit zur Arbeit auf dem Land und werden dabei selber zu Menschen, über die man sich freut, wenn man sie nur sieht.

Wir sehen noch keinen Weg, wie wir in absehbarer Zeit auf unseren vielen kleinen und mittleren Bauernbetrieben einen ausgebauten Landarbeiterstand bekommen könnten. Es gibt hier so gut wie keine Aufstiegsmöglichkeiten. Nur einer kann im Haus und auf dem Acker bestimmen, das ist der Bauer. Nur eine kann im Haus die Leitung haben, die Bäuerin. Kaum jemand wird heute in einer abhängigen Stellung so arbeiten, wie die bäuerliche Familie es auch weiterhin tun wird, daß Mann und Frau und Kinder alle arbeiten, um gemeinsam den Unterhalt der Familie zu verdienen, und alle ohne eigentlich geregelte Arbeitszeit. Wenn es aber nicht sein kann, daß eine genügende Zahl von Männern und Frauen in der Landarbeit auf die Dauer im Arbeitnehmerverhältnis ihren Lebensinhalt finden, dann müssen um so mehr junge Menschen für kürzere Zeit zur Stelle sein.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Beitrags, hier sehr viel mehr zu sagen. Er wollte anregen, über diese Dinge nachzudenken. Er wollte darum bitten, die falschen Vorstellungen endgültig wegzustellen, die so sehr die Sicht verwehren. Denn das dürfen die Frauen auf dem Land doch erwarten, daß wir wenigstens sehen, wie es um ihre Arbeit und um ihre Kraft heute steht.

Wenn es diesem Beitrag gelungen ist, Sie zum Freund dieser Frauen auf dem Land zu gewinnen, so, daß Sie mit guten Gedanken das nächste Mal durch ein Dorf und an seinen Höfen vorbeigehen, dann ist ein Wunsch des Verfassers erfüllt.

Ewige Stadt

Aus dem Zyklus der Rom-Gedichte

Und bist Du nicht einer von denen, die wiederkehrten
Aus Zeiten des Unterganges und saßest Du nicht
Noch auf dem Kirchendach jüngst mit den Löschgeräten
Und es kam über Dich die zweite, die dritte Welle
Und die Glocken fingen von selbst zu läuten an,
Und einziehen sahst Du sie all in den feurigen Ofen
Die Heiligen alle und Männer mit Kreuz und Krummstab,
Und hinter Dir hattest Du längst die Furcht und schrieest vor Lust
Unterzugehen für immer. Und gingst nicht unter
Und kommst an die Stätten zurück, die erhaltenen, siehst:
Gar nicht alles ist ausgelöscht vom Gesicht der Erde.
Tabula rasa.

O wie legen sich Dir auf die Brust mit Berggewichten
Die Dome Paläste und Säulen und bronzenen Türen.
Schreien möchtest Du, seid Ihr noch immer da
Madonnen lächelnde und Engelkränze
Gebäumte Leiber der Sklaven und heischt Ihr noch immer Bewunderung?
Aufsässig wanderst Du hin durch den Saal der Vergangenheit.
Und verbergen willst Du das Haupt, irgendwo, wo es still ist.
Im Höfchen bei rostroten Mauern, bei zerbrochenen Jünglingsleibern
Im bitteren Dufte des Lorbeers.

Im Vorfeld der Ethik

Sicherer als jedes Dogma scheint es der deutschen evangelischen Theologie seit 1945 zu sein, daß die evangelische Kirche und Theologie von einem Naturrecht nichts wisse und nichts wissen dürfe. Naturrecht sei eine Besonderheit der katholischen Kirche und Theologie. Man versteht diese Einmütigkeit eigentlich nur, wenn man an jenen Kampf gegen die „natürliche Offenbarung" denkt, welchen die Bekennende Kirche im Dritten Reiche führte. Die führenden Geister scheinen zu meinen, daß damit der Kampf gegen das Naturrecht endgiltig mitentschieden sei.

Aber irgend etwas ist hier falsch gegangen! Im lutherischen Bekenntnis (Apologie XXIII, 12) lese ich folgenden Satz: „Das Naturrecht ist wahrhaft göttliches Recht, weil es eine Ordnung (Verordnung) ist, die durch göttliche Eingebung der Natur eingeprägt ist." Das ist kein hingeworfenes Wort. Denn nicht nur in dem Artikel XXIII, sondern an jeder Stelle unserer Bekenntnisse, an welcher von der Priesterehe gesprochen wird, ist die Argumentierung die gleiche: die Natur — und also das Naturrecht — fordert die Ehe. In der Reformationszeit haben demnach unsere Väter das Naturrecht als Waffe *gegen den Katholizismus* verwendet. Heute behaupten wir, ihre Kinder, es sei das Naturrecht einer der wesentlichen Gründe, die uns von den Katholiken scheiden.

Aber inwiefern interessiert das den Laien oder den Pastor, der Sonntags auf der Kanzel steht und seiner Gemeinde Gottes Wort sagen soll? Jene bei uns fast herrschende Richtung, welche das Naturrecht in Grund und Boden verdammt und diese Verdammung für die Voraussetzung aller rechtschaffenen Theologie hält, hat uns eine sittliche Haltung auf der Kanzel beschert, die dem einfachen Pastor und dem Laien nicht sehr viel weiter hilft. Man sagt uns, es gäbe kaum eine ethische Frage, für welche es im Worte Gottes eine klare Antwort gibt. Das eigentlich letzte Wort in Zweifelsfällen sei jeweils: „Da siehe du zu! Die christliche Persönlichkeit wird schon das Richtige finden." So droht die christliche Persönlichkeit zu so etwas wie einem Joker im Kartenspiel zu werden, den man gegen jede andere Karte eintauschen kann, die einem fehlt. Da, wo eine klare Antwort gegeben werden sollte, sagt man statt dessen: „Christliche Persönlichkeit, siehe du selber zu und triff deine Entscheidung!"

Ich fürchte das Wort „Naturrecht". Habe ich doch noch niemanden gefunden, der mir positiv oder negativ eine ganz klare und verwendbare Antwort gab, wenn ich ihn fragte, was eigentlich „Naturrecht" sei, warum es zu bejahen oder zu verneinen sei. Es liegt mir fern, mit diesen Zeilen das Panier des „Naturrechts" aufzuwerfen. Ich möchte aber darauf verweisen, daß in der Art, wie in unseren Kreisen die ethische Frage angefaßt wird, etwas schief gegangen ist, und daß das irgendwie zusammenhängt mit der Lösung des Naturrechtsproblems. Wer diesen Begriff nicht schätzt, der mag statt dessen sagen „natürliche Offenbarung" oder „erster, und das heißt politischer Gebrauch des Gesetzes".

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie meine Eltern mich und wie ich meine Kinder erzog, so glaube ich, einen wesentlichen Unterschied feststellen zu können: angesichts

der mörderischen Methoden und Absichten der Nazis habe ich geglaubt, meine Kinder so erziehen zu müssen, daß an ihrer eigenen Entscheidung alles hinge. Sie waren in einem Alter, in welchem sie eigentlich für eigene Entscheidungen zu jung waren. So bin *ich* nicht erzogen worden! Als Marksteine an meinem Lebensweg stehen für die Zeit meiner Kindheit Weisungen meiner Eltern nach festen Regeln und Sitten, durch welche sich bestimmt, was man tut und was man nicht tut. Ich lernte diese Regeln als verbindlich kennen und achten, ohne daß ich mir viele Gedanken darüber machte. Diese Regeln und Sitten verflossen in meinem Bewußtsein mit den göttlichen Geboten. Ich bin zwar in der Erziehung meiner Kinder mit dem Appell an die christliche Persönlichkeit nicht ausgekommen. Aber die Akzente waren doch so gesetzt, daß in meiner Erziehung die christliche Persönlichkeit nur wenig bedeutete, daß aber in der Erziehung meiner Kinder die persönliche Entscheidung der leitende Gesichtspunkt war.

Die Geschichte vom Großinquisitor ist mir nicht unbekannt. Aus einer Erfahrung von Jahrzehnten weiß ich auch, welcher Einfluß auf die führende Theologenschicht von ihr ausgegangen ist. Aber ich kann nicht finden, daß ich nach den Grundsätzen des Großinquisitors erzogen worden bin. Die Bedingungslosigkeit der Entscheidung ist auch mir nicht erspart worden. Aber ich habe es auch durchkosten müssen, daß die bedingten Entscheidungen, welche unser irdisches Leben nun einmal bestimmen, eine unbedingte Relation haben. Ich danke den bedingten Entscheidungen manchen Halt, welchen ich niemandem vorenthalten möchte, für dessen Entwicklung ich verantwortlich bin.

Eine erstaunliche Entdeckung steht an meinem Lebenswege, die ebenso erstaunlich wie erschreckend ist: Wer die Forderung der ehelichen Reinheit „im Sinne der Bergpredigt" mit jeder nur denkbaren christlichen Radikalität und mit Abscheu vor der bürgerlichen Moral vorträgt, ist offensichtlich vor der primitivsten Übertretung des sechsten Gebotes weniger sicher als der Durchschnittsbürger! Das gilt nicht nur für das sechste Gebot, sondern auch für die anderen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jener Protest der Jugendbewegung gegen die bürgerliche Ordnung, wie wir ihn vor dreißig Jahren erlebten, zwar eine ungeheure Steigerung der intellektuellen Einsicht mit sich brachte, welche beinahe jeden berauschte, der von ihr berührt wurde, daß aber die tatsächliche Festigung der Sitte und das tatsächliche Halten der zehn Gebote mit der berauschenden intellektuellen Einsicht nicht Schritt hielt. Der Eindruck, daß dies eine unvermeidliche Erfahrung meiner Generation ist, befestigt sich mir von Jahr zu Jahr.

Die Erfahrung, daß das bürgerliche Zeitalter allzuviele Ecken und Kanten des Evangeliums abgeschliffen hat, *mußte* meine Generation machen. Es konnte ihr aber auch nicht erspart bleiben zu erkennen, daß die Unerbittlichkeit der göttlichen Forderung nicht in Erscheinung tritt, wenn man das Gebot dem Radikalismus ausliefert. Im Grunde ist damit nichts anderes zum Ausdruck gebracht als die politische Erfahrung der letzten zweihundert Jahre: Wer die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit radikalistisch verkündigt, der ist mit unabweisbarer Sicherheit ein Apostel der Sklaverei, der Klassenunterschiede und jener Parole, nach welcher ein jeder seines Bruders Teufel ist. Das Gebot ragt nicht unvermittelt aus der Ebene auf wie ein aus Urzeiten übriggebliebener Basaltbrocken.

Während meiner Amtszeit in Kiel habe ich mich intensiv mit dem Neubau und Wiederaufbau von Kirchen befassen müssen. Als ich nach Kiel kam, lag die Hauptkirche am Alten Markt in Trümmern. Gesträuch, welches mehr als die zwiefache Größe eines Menschen erreicht hatte, wuchs in den Trümmern. Der Wiederaufbau wird dank

der Konzeption eines großen Architekten in der nächsten Generation vollendet sein. Aber eines habe ich nicht erreicht: rings um den Alten Markt sind überhohe Geschäftshäuser entstanden. Nur auf *einem* Wege hätte man die Kirche in gebührender Weise hervorheben können, nämlich so, daß man wie in alten Zeiten eine Reihe zweistöckiger Häuser vor der Kirche hätte entstehen lassen. Dann würde man eines Tages nicht die Kirche auf der Kulisse der überhohen Geschäftshäuser, sondern die vor der Kirche stehenden zweistöckigen Häuser auf dem Hintergrund der Kirche gesehen haben. Genau so verhält es sich mit dem göttlichen Gebot.

Versuche nur, das Gebot wie einen Fels aus der Ebene aufwachsen zu lassen! Dann gewinnt es einen Hintergrund, den du nicht wünschen kannst. Der Himmel mit seinen unendlichen, für unsere Augen nicht mehr faßbaren Weiten wird Hintergrund. Und das Gebot erscheint dem Himmel gegenüber als klein und zufällig. Machst du jedoch das Gebot zum Hintergrund der vorletzten und bedingten Entscheidungen, dann erst wird seine Unermeßlichkeit und seine Unbedingtheit erkannt. Damit ist gesagt, daß wir den bedingten Forderungen unsere ungeteilte Aufmerksamkeit widmen müssen. Wer ein Kirchendach und einen Kirchturm für eine moderne Großstadt wichtig machen will, muß die Umgebung sorgfältig einplanen, welcher die Kirche mit ihrem Dach und ihrem Turm als Hintergrund dienen soll. Die bedingten ethischen Forderungen schaffen erst den Maßstab zum Verständnis der Bergpredigt.

In New York steht mitten zwischen den Wolkenkratzern die Trinity Church, ein Bau, der mancherlei Ähnlichkeit mit einem Münster hat. Aber ganz wider Willen der Gemeinde, welcher diese Kirche gehört, dient sie dazu, die großen Wolkenkratzer noch größer erscheinen zu lassen, und also das Haus Gottes und die durch dieses Haus repräsentierte Sache Gottes kleiner. Das folgt daraus, wenn man im Raum unserer irdischen Erfahrungen eine echte Ordnung umkehrt und absolute Werte ins Verhältnis zu relativen Werten setzt. Und eben dies ist uns in unserer Generation unterlaufen: Wir sprachen in so großen Worten von der Unabdinglichkeit göttlicher Gebote, daß wir im Grunde oft gar nichts mehr sagten. Es fehlte dem, was wir sagten, ein Maßstab des Vergleichens.

Der alte logistische Schluß ist bekannt: „Halbtot ist gleich halblebendig. Sind die Hälften gleich, so sind auch die Ganzen gleich. Also ist tot gleich lebendig." Wie dieser logistische Schluß mutet mich oft unsere moderne Ethik an. Man kann z. B. im politischen Sektor öfter diese Deduktion hören: Im Osten wird von den staatlichen Gewalten bei der Behandlung der Menschen viel gesündigt. Im Westen wird aber auch viel gesündigt bei der Behandlung von Menschen. Wir sind eben allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Daraus scheint schlüssig zu folgen, daß zwischen Ost und West wesentliche Unterschiede nicht bestehen. Und ist es nicht ganz ähnlich mit der Ehe und mit eheähnlichen Verhältnissen? Gewiß sündigt, wer ein „Verhältnis" hat. Aber geschieht nicht auch in jeder Ehe irgend etwas, wo man Gott bitten muß: Verzeihe mir meine Sünde? So sind wir allzumal Sünder, und der Unterschied zwischen Ehe und Nicht-Ehe ist unwesentlich. Oder nimm endlich die Eigentumsfrage! Gewiß ist der Staatskapitalismus verwerflich. Denn anstatt einzelner weniger Besitzer setzt er etwa die gleiche Zahl — oder noch weniger — Staatsbeamte mit gleich hohen Gehältern ein, wie die Kapitalisten Zinsen einnehmen. Aber so ein richtiger Industriekapitän ist doch keine erfreuliche Erscheinung! Das liegt eben daran, daß wir alle unter der Sünde sind. Darum sollen Christen sich nicht den Kopf über die Staatsform zerbrechen! Es kommt nicht auf die Staatsform an, sondern darauf, was christliche Persönlichkeiten aus ihr machen.

Alle diese Deduktionen sind eine christlich angestrichene Lüge. Sie vertauschen nämlich irdische und himmlische Gleichheitszeichen. Sie sagen: Sünde ist Sünde. Alle Sünde ist verdammlich. Ob sie ein wenig mehr oder weniger verdammlich ist, das ist so wie so schwer zu beurteilen. Darum sollten sich die Kirchen und die Christen gar nicht erst in den Streit um die Ordnungen der Welt mischen. Es genügt, wenn wir überall „christliche Persönlichkeiten" haben. Sie werden sicher das Beste aus jeder Ordnung und Unordnung machen, was daraus zu machen ist. Das ist dasselbe, als wenn ich sagen wollte: Herr A. geht durch eine Pfütze. Das Wasser droht in seine Schuhe zu laufen. Herr B. ist in den Hafen gefallen. Das Wasser geht ihm bis über die Augen. Beide sind also im Wasser. Daraus folgt, daß man ein Gesetz schaffen muß, daß die Feuerwehr in beiden Fällen gerufen wird — oder überhaupt nicht.

Die relativen Unterschiede zwischen den Sünden sind also christlich bedeutsam. Es ist ein geistlich beachtlicher Unterschied, ob ein Christ sich dabei ertappt, daß er ein Mädchen mit unreinen Augen ansieht, oder um dieses Mädchens willen seine Frau aus dem Hause wirft. — Es ist ein kirchlich zu beachtender Unterschied, ob die Großfirma A. ihren Arbeitern Gewinnanteile zu gewähren sich bemüht — selbst wenn sich nach zwei Generationen herausstellen sollte, daß sie besser etwas anderes getan hätte — oder wenn der MWD als die wohl größte Firma unserer Zeit zehn Millionen Arbeitssklaven hat, die sie unter der Vorspiegelung staatlicher Delikte schlechter hält als Pharao die Erbauer der Pyramiden. Und in diesem weiten Raume möglicher Verfehlungen gegen die göttlichen Gebote können bestimmte Grenzwerte festgestellt und im Namen Gottes ausgesprochen werden!

Gott will nämlich *das Leben des Menschen*. Nach seinem unerforschlichen Ratschluß will er zwar manchmal, daß ein Mensch durch den Tod des anderen lebe. Diese Grenzfälle kommen aber nur eben an der Grenze vor. Der Satz, daß Gott alles vom Weibe geborene Menschenleben *zusammen* erhalten wissen will, und daß die Menschen sich danach gefälligst bei göttlicher Ungnade zu richten haben, gilt für die Kirche mit der Giltigkeit eines Dogmas. Wenn man das mit der Vokabel „Naturrecht" meint, dann bin ich für das Naturrecht. Hiervon kann man nur mit den lutherischen Bekenntnisschriften sagen: „Dies Naturrecht ist wahrhaft göttliches Recht." Wenn man versucht, diesen Satz praktisch auszudeuten, dann ergeben sich eine Reihe von Kompromißfällen, was beim Dogma so nicht der Fall ist. Das aber darf uns nicht schrecken. Denn Gott hat uns nicht gerufen, von den Grenzfällen aus zu argumentieren.

Außer dem eben genannten Satze ergeben sich nun noch manche andere Sätze gleichen Wertes, welche die Kirche zu beachten hat. Diese Sätze ergeben sich auch dann, wenn sie nicht biblizistisch aus der Bibel erhoben werden können. Das Gewissen und das Wissen der Heiden genügt, um solche Sätze zu gewinnen. Diese Sätze haben es alle gemeinsam, daß sie zu manchem beschämenden Kompromiß führen, welcher dem Radikalismus gar nicht gefällt. Keiner dieser Sätze ist geeignet, die Grundlage einer Regel zu sein, wie man im Jüngsten Gericht besteht. Ja, alle so gewonnenen Sätze sind mit dem Makel des Zweifels behaftet dort, wo die Grenzfälle beginnen. Ich fand dieses Wort Luthers: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber ebensowohl regieren und kriegen als David, Augustus, Hannibal . . . ja, alle Menschen müßten gleich sein und keiner über den anderen regieren. Welch ein Aufruhr und wüstes Ding sollte hieraus werden!" (Walch V, 1200.) Das Wort ist richtig. Es berechtigt uns aber nicht, „natürlich Recht und Vernunft" in den Wind zu schlagen und Herrn Knipperdolling zum König zu machen.

Hier ist unsere evangelische Theologie im Rückstand. Sie weiß zu wenig von „natürlich Recht und Vernunft". Es könnte sein, daß die katholische Theologie zu viel davon weiß. Das habe ich hier nicht zu untersuchen. Aber das ist mir gewiß geworden: Luther hat ebenso recht, wenn er in dem gleichen Zusammenhang „natürlich Recht und Vernunft" ein „edel Kleinod" nennt. Die heutige Lage in der evangelischen Theologie läßt darauf schließen, daß alle Häupter theologischer Schulen Luther darin nicht Recht geben, wenn er „natürlich Recht und Vernunft" ein „edel Kleinod" heißt. Wer nämlich behaupten wollte, die Menschen könnten ebensogut auf den Händen gehen wie auf den Füßen, ist ein häretischer Theologe, obschon die Schrift das Gehen auf den Händen nicht verbietet.

Die Welt ist soweit aus den Fugen geraten, und die Theologen haben das ihre dazu getan, daß man es einmal aussprechen muß: Wer die „Vernunft" nicht für ein „edel Kleinod" hält, ist ein häretischer Theologe. Wenn uns jemand sagt, daß wir auf den Händen gehen müßten, um unsere Würde zu beweisen, — daß wir die Ehe brechen müßten, um die Ehe zu erhalten, — daß wir die Ungleichheit kirchlich segnen müßten, um die menschliche Gleichheit endlich sicherzustellen, — daß wir die Ehre der Menschen zerstören müßten, um nicht „falsch Zeugnis wider den Nächsten zu reden", der verletzt das Herzstück der biblischen Botschaft, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder zu erretten. Wenn dich jemand zwingen wollte, auf den Händen zu gehen, dann darfst du nicht sagen: „In der Schrift ist das nirgends verboten. Darum will ich es ruhig tun. Als christliche Persönlichkeit will ich mich auch mit dem Kopf nach unten durchsetzen." Diese Verheißung ist dir nirgends gegeben. Wenn du so sprichst, bist du ein gottloser Schwärmer, aber kein Christ.

Die Zeit ist reif, daß wir in Gottes Namen die Leute lehren, auf den Füßen zu gehen, mit dem Munde zu essen, für die Heizung im nächsten Winter zu sorgen, um warme Kleidung sowohl wie um Sommerkleidung sich zu bemühen, für eine Polizei Sorge zu tragen, die zum Schutze der Guten, nicht aber zum Schutze der „armen" Verbrecher gesetzt ist. Die Verheißungen, welche der christlichen Persönlichkeit hinsichtlich der täglichen Sättigung gegeben sind, werden kraftlos, wenn wir — angeblich aus Gottvertrauen — den Ofen nicht mehr heizen wollen, in welchem unser Brot gebacken wird. Wenn das „natürliche Theologie" ist, dann bin ich für natürliche Theologie. Der Satz: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, — der in seiner Umkehrung heißt: Wer arbeitet, hat ein Recht auf Essen, — ist die unerläßliche Voraussetzung zum Verständnis der frohen Botschaft, mit der das Neue Testament rechnet.

Damit will ich sagen, daß wir auf jene ganze Zone von natürlichen Erkenntnissen und ethischen Forderungen ein ganz anderes Gewicht legen müssen, als wir es bisher getan haben. Wir dürfen dabei nie vergessen, daß diese Erkenntnisse und Forderungen nicht genau sind und nicht für alle Zeiten genau abgegrenzt werden können. Aber es muß doch dabei bleiben, daß sie im Rahmen einer Generation für diese Erde wichtig genommen werden müssen. Gott im Himmel wird am Jüngsten Tage wahrscheinlich in vielen Fällen ganz anders urteilen als unsere Gerichte, wenn sie auf Grund dieser bedingten Erkenntnisse und Forderungen ihre Urteile fällen. Da wir aber nicht Gott sind, sondern gerade unser uns von Gott gegebenes Leben zu leben haben, muß es als Sünde gegen dieses Leben erkannt werden, wenn man sich seinen Entscheidungen entzieht, weil ja doch im Jüngsten Gericht vielleicht anders entschieden werden wird.

Das muß um so notwendiger betont werden, weil es dem biblischen Zeugnis entspricht, daß in dieser Zone in menschlichem Leid und Verlegenheit und Versagen und Entscheiden sich das ereignet, was Christus gesagt hat: „Alles, was mir mein Vater

gibt, das kommt zu mir." Denn in dieser Zone erlebt der Mensch, welcher noch nicht zu Christus gekommen ist, das schaffende Handeln Gottes, in welchem der Vater Menschen „dem Sohne gibt". Der erste Gebrauch des Gesetzes mündet in den zweiten ein. Das haben schon unsere Väter gewußt. Wir haben das vergessen und müssen es uns und anderen, auch und gerade den Nicht=Christen, wieder ins Gedächtnis rufen.

Dabei ist zu bedenken, daß ein Kern von Erkenntnissen und Forderungen, welche uns in dieser Zone begegnen, trotz aller ihrer Vorläufigkeit und Ungewißheit bleibenden Charakter für diesen Äon haben oder haben können. Ich will nur auf *eines* hinweisen: Die Kirchen und die einzelnen Christen haben alle Ursache, die Gewalt des Gewissens Christen und Unchristen zu verkünden. Ich bin mir darüber im klaren, daß unsere Gewissen schlafen können wie Bischöfe und irren wie Konzilien. Aber das ist nicht alles, was von ihnen zu sagen ist, und ist nicht einmal das Wesentliche. Das Wesentliche, was vom Gewissen zu sagen ist, sind wir — ich meine die evangelischen Theologen — unserer Generation zu sagen schuldig geblieben. Wäre das anders, dann hätte der Nihilismus in unserer Zeit nicht solche Chancen. Denn „natürlich Recht, Vernunft" und Gewissen gehören zusammen. Sie schaffen etwas Bleibendes für diesen Äon. Das Gewissen aber steht der Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus am nächsten.

Hans Asmussen

Der zukünftige Unteroffizier

Wenn weite Kreise der deutschen Jugend dem soldatischen Dienst ablehnend oder zumindest zurückhaltend gegenüberstehen, so tun sie das nicht zuletzt aus der Sorge, ja sogar der Angst heraus, man werde, eben dem Kollektiv des Dritten Reiches entronnen, beim „Kommis" oder „Barras" wieder in eine erbarmungslose Maschinerie geraten, in der das Individuum unter den Soldatenstiefeln zertrampelt würde. Die vielfach erschütternden Erlebnisse derjenigen, die noch als Kinder in den letzten Kriegsmonaten soldatischen Dienst als Flakhelfer oder in den RAD=Divisionen und bei der HJ leisten mußten, mischen sich mit Vorstellungen, die auf Hörensagen und auf oft bewußt diffamierenden verzerrten Darstellungen des Soldatischen beruhen. Diese Vorstellungen scheint das Bild des deutschen Soldaten zu bestätigen, das uns in den letzten Monaten in Romanen, in Tatsachenberichten und im Film vor Augen geführt und Zielscheibe einer häufig sich in Effekthascherei und groben Übertreibungen gefallenden, aber nicht unberechtigten Kritik wurde.

Die Kritik

Die Kritik gilt der militärischen Institution wie ihren Trägern. Sie richtet sich besonders gegen den Unteroffizier und berührt damit eine der empfindlichsten Stellen dieser Institution. Seit jeher ist in der deutschen Armee der Unteroffizier stärker der Kritik

der Mannschaften und der öffentlichen Meinung ausgesetzt gewesen als der Offizier. In der Wehrmacht des Dritten Reiches war zwar nicht mehr wie in den letzten Jahrzehnten des alten Heeres vor 1918 das Verhältnis des Unteroffiziers zum Mann durch den sozialen Gegensatz zwischen dem meist aus der ländlichen Bevölkerung stammenden Unteroffizier und den sich in zunehmendem Maße aus Industriearbeiterkreisen rekrutierenden Mannschaften belastet. Wohl aber konnte sich der Unteroffizier bei den Mannschaften um so schwerer die erforderliche Autorität verschaffen, je mehr das Selbstbewußtsein der Massen wuchs und je stärker sie sich von urteilsloser Subordination abkehrten. Er stand meist auf derselben, gelegentlich auf niedrigerer Bildungsstufe als sie; sie sahen ihn als ihresgleichen an und waren deshalb weniger bereit, ihm ein Auftreten als befehlender, lobender und tadelnder Vorgesetzter zuzubilligen als dem Offizier. Überdies trat der Unteroffizier als Vorgesetzter gerade in demjenigen Bereich des militärischen Lebens hervor, der wohl jedem, auch dem begeistertsten Soldaten ein Ärgernis war: dem Innendienst. Hier war dem Unteroffizier eine erzieherische Aufgabe zugewiesen, die wohl im Interesse der Ordnung und des äußeren Bildes der Truppe erforderlich schien, von den Soldaten aber meist nicht als in unmittelbarem Zusammenhang mit der militärischen Leistung stehend und daher nicht als sinnvoll empfunden wurde und zum inneren Widerstand reizte.

Zudem war der Unteroffizier, mit den Mannschaften zusammen in der Kaserne wohnend, fast den ganzen Tag über mit ihnen in enger Berührung, in viel stärkerem Maße als der Offizier der abwägenden und bewertenden Beobachtung der Mannschaften ausgesetzt. So ist es verständlich, daß gerade der Unteroffizier zum Objekt bissiger Kritik wurde und daß heute sowohl die wohlwollenden Kritiker wie die zersetzenden Kritikaster bei ihm den Hebel ansetzen. An die Stelle des durch Remarque gekennzeichneten „Unteroffiziers Himmelstoß" des ersten Weltkrieges tritt der „Schleifer-Platzek" der Wehrmacht des Dritten Reiches. Herr Kirst hat für das Bild des Unteroffiziers nur die dunklen Farben benutzt und reichlich dick aufgetragen. Die Massierung aller Arten und Abarten dummer, ungebildeter, subalterner und schikanierender Unteroffiziere in einer Einheit ist unwahr, und mit Recht wehren sich viele ehemalige Unteroffiziere dagegen, mit diesen Gestalten identifiziert zu werden. Aber es wird auch viele ehemalige Soldaten geben, denen jede der in „Null-acht-fuffzehn" geschilderten Unteroffizierstypen irgendwann und irgendwo in ihrem militärischen Leben einmal über den Weg gelaufen ist und die mit ihnen unangenehme Bekanntschaft gemacht haben. Diese Typen gab es zweifellos. Das zu leugnen, wäre ebenfalls unwahr.

Mag man dem Verfasser von „Null-acht-fuffzehn" bei seiner Einseitigkeit und Übertreibung noch dichterische Freiheit und den Wunsch nach durchschlagender Wirkung zugute halten, so ist es bedauerlich, daß die Resonanz in der öffentlichen Meinung sich nur in Extremen bewegt, nur Schwarz-Weiß zeichnet. Weder die Feststellung: „So waren sie alle!" noch die Gegenbehauptung: „Das gab es alles nicht" werden den Tatsachen gerecht. Nur wenige Kritiker bemühen sich, im Blick auf die vor uns liegende Aufgabe aufzuzeigen, wo die Grenze zwischen den Forderungen, die man im Interesse der soldatischen Leistung stellen muß, und sinnlosen Übergriffen liegt. Kaum ein Kritiker versucht danach zu forschen, in welcher Entwicklung die Fehler begründet sind, die hier in so überspitzter Form dargestellt werden. Gerade das aber wäre die Aufgabe — wenigstens, wenn man Herrn Kirsts Wort ernst nimmt, sein Buch wolle dazu beitragen, in Zukunft den von ihm gezeichneten Typ des Unteroffiziers auszulöschen.

Die Entwicklung bis zum zweiten Weltkrieg

Anders als bei den Armeen vieler Nationen war der Unteroffizier im Aufbau der deutschen Wehrmacht Angehöriger einer besonderen Klasse. Er war nicht Korporal, sondern „Unter=Offizier", herausgehoben aus der Masse der Mannschaften und ihr ständiger Vorgesetzter, allerdings ohne soziale Sonderstellung. Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, d. h. zu der Zeit, als noch in geschlossenen Einheiten gekämpft wurde, fielen die Führungsaufgaben ausschließlich den Offizieren und den wenigen Feldwebeln zu, die als Zugführer Offiziersdienst taten. Die Unteroffiziere waren lediglich Gehilfen der Offiziere in der Ausbildung der Truppe. Ihnen war aber ein großer Teil der Verantwortung für die Erziehung des Mannes in allen Fragen der Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit delegiert. Im Innendienst dominierten die Unteroffiziere, an ihrer Spitze der „Spieß", der sich selbst durch die Leutnante seiner Einheit „in seinen Kram nicht hineinreden" ließ. Entsprechend den ihnen gestellten Aufgaben achtete man bei Auswahl der Unteroffiziere vornehmlich auf die erzieherische Eignung.

Das änderte sich, als die moderne Kampfführung den Unteroffizier als Gruppenführer, Werferführer, Panzerkommandant usw. ständig vor Aufgaben stellte, die selbständiges Denken, selbsttätiges Handeln und Verantwortungsbereitschaft erforderten. Da Seeckt noch dazu aus dem 100 000=Mann=Heer ein Führerheer bilden wollte, wurde in diesem jeder Feldwebel als Kompanieführer, jeder Unteroffizier als Zugführer ausgebildet. Vom Unteroffizier wurden daher wesentlich größere Führereigenschaften und sehr viel mehr taktisches Können verlangt. Während in der Reichswehr das Reservoir geeigneter Unteroffiziere so groß war, daß man von ihnen taktisches Können fordern konnte, ohne auf erzieherische Fähigkeiten zu verzichten, und zudem die zwölf Jahre dienenden Obergefreiten ein gesundes, nur selten versagendes Regulativ gegenüber Unteroffizieren bildeten, die etwa ihre Dienstbefugnisse überschritten, sank die Qualität der Unteroffiziere bei der überstürzten Heeresvergrößerung nach 1935 schnell ab. Die Unteroffiziere wurden als künftige Unter*führer* nach taktischem Können ausgewählt, ohne Rücksicht auf ihre erzieherische Eignung. Die erzieherischen Aufgaben wurden ihnen aber nicht abgenommen. Im Gegenteil: sie vergrößerten sich, da durch die Verwässerung des Heeres die Zahl der Offiziere in den Einheiten sich verringerte, den jungen Chefs die erzieherische Erfahrung fehlte und sie zudem durch organisatorische Aufgaben wie die Vorbereitung von Neuaufstellungen so beansprucht wurden, daß sie sich der Erziehung der Truppe und besonders der Unteroffiziere wie ihrer Überwachung vielfach nicht mit der erforderlichen Sorgfalt widmen konnten.

Wenn auch ein so völliges Versagen der Offiziere und eine so ausgeprägte „Unteroffiziers=Wirtschaft", wie sie in „Null=acht=fuffzehn" gezeigt werden, krasseste Ausnahme und auch nur während des Krieges in Ersatzeinheiten denkbar waren, so muß man doch zugeben, daß in den Jahren des Aufbaus nach 1935 der Unteroffizier häufiger sich selbst überlassen blieb, als zuträglich war und als er selbst es meist auch wünschte. Dabei wirkte sich unheilvoll aus, daß die Verantwortung der Unteroffiziere, gerade in den Fragen des inneren Dienstes, nicht klar abgegrenzt war. Im Heer mit seinen alten Traditionen regelten sich viele Fragen des dienstlichen und außerdienstlichen Zusammenlebens nach gewohnheitsrechtlich übernommenen, niemals schriftlich fixierten Grundsätzen, die sich im ruhigen Turnus einer gut eingespielten Apparatur meist bewährten. Sie versagten dort, wo die Kontinuität gestört war, weil alte Einheiten rücksichtslos zerrissen, neue Formationen improvisiert wurden und die Vorgesetzten ständig wechselten. So konnten die Unteroffiziere nach 1935 nicht nur nicht

mehr sorgsam genug nach ihrer wirklichen Qualifikation ausgewählt werden, weil man sie in zu großer Zahl brauchte, sondern sahen sich zugleich größeren, vielfach in ihren Grenzen nicht erkennbaren Verantwortungen gegenüber. Sie wurden überfordert. Vor Aufgaben gestellt, denen sie nicht gewachsen waren, ohne die helfende Hand erfahrener älterer Vorgesetzter auf sich allein angewiesen, vielfach innerlich unsicher und ohne die geistigen und moralischen Qualitäten, sich kraft ihrer Persönlichkeit ihren Untergebenen gegenüber durchzusetzen, kamen sie leicht in Versuchung, zur Wahrung ihrer Autorität unerlaubte Mittel anzuwenden. Mangelnde Bildung, Minderwertigkeitskomplexe und Neid auf geistig höherstehende Untergebene, Machttrieb und hin und wieder vielleicht auch eine Dosis Sadismus trugen dazu bei, daß viele dieser Versuchung nicht widerstanden. Sie erlagen ihr besonders dort, wo die Unteroffiziere wußten, daß Übergriffe, Schleifen und Schikanieren durch ihre Offiziere gedeckt wurden. Denn der alte Spruch ist schon richtig: „Wie der Hauptmann, so die ganze Kompanie."

Die Lehren für die Zukunft

Daß sich die Kritik trotzdem vorwiegend auf den Unteroffizier konzentriert und dabei in weiten Kreisen Widerhall findet, zeigt uns, welche Bedeutung gerade ihm bei der Aufstellung zukünftiger Streitkräfte zukommt. Alle geplanten Reformen werden vergebens sein, wenn es sich nicht verhindern läßt, daß „Himmelstoß" und „Schleifer-Platzek" fröhlich Urständ feiern.

Man hat deshalb vorgeschlagen, die Stellung des Unteroffiziers auf die eines „Vormannes" zu beschränken und ihm die eines Vorgesetzten völlig zu entziehen. Doch dieser Vorschlag scheint an den Realitäten vorbeizusehen, die durch die neuzeitliche Kampfführung gegeben sind. Die Leere des Schlachtfeldes, die Auflockerung der Kampfformen und die Unterstellung zahlreicher verschiedener Waffen, deren Einsatz aufeinander abzustimmen ist, selbst unter kleinste Einheiten zwingen vielfach den Offizier, sich auf die komplizierte Organisation des Kampfes zu beschränken und die früher ihm allein zufallende Aufgabe, Vorkämpfer seiner Leute zu sein und sie durch das Beispiel seines persönlichen Einsatzes zu führen, dem Unteroffizier zu überlassen. Dieser muß deshalb nach wie vor Vorgesetzter seiner Leute bleiben. Seiner tatsächlichen Aufgabe muß aber auch die soziale Stellung des Unteroffiziers in den zukünftigen Streitkräften entsprechen. Der scharfe Trennungsstrich, der hier zwischen dem Leutnant und dem gleichen Dienst leistenden und gleiche Verantwortung tragenden Feldwebel bestand, bedarf einer Korrektur, wie sie sich während des Krieges vielfach ganz von selbst ergab.

Der Unteroffizier wird also seine hervorgehobene Stellung behalten müssen. Um Übergriffe in Zukunft zu verhindern und abschreckend wirkende Erscheinungen auf ein Mindestmaß zu beschränken, wird man aber sein Vorgesetztenverhältnis und seine Verantwortlichkeiten streng abgrenzen und eine intensive Erziehung, Bildung und Überwachung des Unteroffiziers fordern müssen.

Das Vorgesetztenverhältnis des Unteroffiziers wird sich im allgemeinen auf den vom Disziplinarvorgesetzten angesetzten Dienst beschränken und nur gegenüber denjenigen Mannschaften bestehen, für deren Ausbildung der Unteroffizier verantwortlich ist. In dieser Weise muß man die Verantwortlichkeiten vor allem im Bereich des Innendienstes einschränken. Hier boten sich dem unerfreulichen Typ des Unteroffiziers,

weitab vom beaufsichtigenden Auge des Offiziers, zahlreiche Möglichkeiten, persönlichen Ärger unter dem Deckmantel dienstlicher Notwendigkeiten durch unerlaubte „Erziehungs"=methoden abzureagieren. Wird man schon die Befehls= und Maßregelungsbefugnisse des „Spießes" genauestens festlegen müssen, so gilt das besonders für den „U. v. D.", der leicht in Versuchung kommt, als Vertreter der „Kompaniemutter" alle ihm gegebenen Möglichkeiten, „sich in Positur zu setzen", bis zur Neige auszuschöpfen.

Daß er die Grenzen nicht überschreite, dafür muß der Offizier sorgen. Die Kunst des Einheitsführers wird darin bestehen, seinen Unteroffizieren jenes Maß an Selbständigkeit zu gewähren, das unerläßlich ist, wenn sie dienstfreudig bleiben und zum Mitdenken und Mithandeln bereit sein sollen; zugleich aber sich davor zu hüten, ihnen größere Verantwortung zu übertragen, als sie geistig und charakterlich zu übernehmen fähig sind.

Die Bedeutung, die der Lösung des Unteroffiziersproblems für den Wert zukünftiger Streitkräfte zukommt, zwingt den Offizier dazu, bei der Auswahl seiner Unteroffiziere in Zukunft stärker als in der Wehrmacht des Dritten Reiches die menschlichen Qualitäten zu bewerten und sich ständig ihrer Erziehung und Bildung zu widmen. Da man erzieherische Fähigkeiten besser durch Erleben als durch schulmäßiges Lernen erwirbt, wird das Beispiel der Offiziere entscheidend wichtig sein. Daneben muß man aber den Unteroffizieren auch jenes Maß an geistiger und pädagogischer Bildung geben, das sie brauchen, um ihre erzieherische Aufgabe zu lösen und ihre Pflichten gegenüber den ihnen anvertrauten Mannschaften zu erfüllen.

Vor allem zwei erzieherische Forderungen sind an den Unteroffizier zu stellen: erstens bei allen dienstlichen Handlungen im Untergebenen den Menschen zu sehen, seine Würde zu wahren, das Individuum zu achten. Von der Erfüllung dieser Forderung wird es abhängen, ob der Dienst in der Truppe zur Vermassung führt, ob der einzelne in das sein Eigenleben tötende Kollektiv gestoßen wird oder ob er sich als Glied einer Gemeinschaft fühlt, innerhalb derer er seine Kräfte erst voll entfalten kann. Und zweitens: in den Untergebenen das Bewußtsein und den Willen zu wecken, mithandelndes Organ, nicht Objekt einer in ihrem Sinn und Handeln nicht verstandenen militärischen Institution zu sein. Dazu muß man im Soldaten vom ersten Tage ab das Selbstbewußtsein stärken und ihm den Sinn aller von ihm geforderten Leistungen und Unterlassungen erklären. Nicht nur der Soldat ist williger bereit, etwas zu leisten, dessen Sinn er einsieht; auch der Vorgesetzte selbst wird, wenn er diesen Sinn deuten muß, dazu geführt, nur das zu verlangen, was in sinnvollem Zusammenhang mit der soldatischen Leistung steht, und alles Sinnlose zu unterlassen. Es ist bedauerlich, daß man sich in der Auseinandersetzung über „Null=acht=fuffzehn" so wenig bemüht hat aufzuzeigen, daß nicht alles, was dort gezeigt wurde, sinnlos sein muß. Die Übung des Robbens ist durchaus sinnvoll, wenn der Mann dabei lernt, sich im Gelände zu bewegen, ohne sein Leben zu gefährden. Sie wird erst sinnlos, wenn sie als unverantwortliches „Erziehungsmittel" der Belustigung wildgewordener Unteroffiziere dient.

Die Bildung des zukünftigen Unteroffiziers darf seine geistigen Kräfte nicht überfordern. Sie soll ihn aber instandsetzen, über sich selbst und die größeren Zusammenhänge nachzudenken und seinen Standort zu suchen. Sie soll ihm darüber hinaus die Minderwertigkeitskomplexe nehmen und zusammen mit der Förderung der charakterlichen Entwicklung jene Neigung der Subalternität bekämpfen, die im ängstlichen Bemühen, nirgendwo anzuecken, auf die innere Unabhängigkeit der Persönlichkeit

verzichtet und den Menschen zum nach oben buckelnden, nach unten tretenden „Radfahrer" macht.

Letztlich entscheidend scheint uns aber zu sein, daß auch der Unteroffizier sich stets der sittlichen Bindungen bewußt ist, die Fundament des wahren soldatischen Ethos und wesentlichste Voraussetzung soldatischer Existenz sind. Diese Bindungen hatten sich in den letzten Jahrzehnten gelockert, in denen sich das Bewußtsein der Verantwortung mehr und mehr auf das Verhältnis zur Obrigkeit beschränkte und damit zur Grundlage allein des Gehorsams wurde. Verantwortlich sind wir aber in gleicher Weise in unserem Verhältnis zur Gemeinschaft und zum Untergebenen, von dem unsere Väter noch sagten, daß er uns von Gott anvertraut sei. Aus der Verantwortung für den Untergebenen muß aber auch dem Unteroffizier der erzieherische Impuls wachsen — nicht aus dem Wunsch, dem Vorgesetzten das vorzuführen, was dieser gern sehen möchte.

Die Auswahl der zukünftigen Unteroffiziere

Ein Teil der ehemaligen Unteroffiziere wurden vor oder während des Krieges zu Offizieren befördert. Ein hoher Prozentsatz, gerade der Frontunteroffiziere, ist gefallen. Von den Überlebenden haben sich viele nach Kriegsende eine Position im zivilen Leben geschaffen, die sie nun nicht wieder aufgeben wollen, um in die neuen deutschen Streitkräfte einzutreten. Ein großer Teil aber ist verbittert und verkrampft; ihr Selbstbewußtsein hat darunter gelitten, daß ihre Versuche, im Zivilleben unterzukommen, wiederholt fehlschlugen; sie fühlten sich herumgestoßen, diffamiert und durch die Versorgungsgesetzgebung der Nachkriegsjahre ungerecht benachteiligt. Geldmangel, Wohnungsnot und Zwang zu primitiven Beschäftigungen nahmen ihnen vielfach Kraft, Zeit und Gelegenheit, um sich geistig weiterzubilden, wie es angesichts der überstürzten Vorkriegs- und Kriegsausbildung nötig gewesen wäre. Zudem sind viele heute schon so alt, daß ihnen die nötige körperliche Spannkraft und das Einfühlungsvermögen in das Denken und in die Situation der jungen Soldaten fehlen.

Die Zahl der ehemaligen Unteroffiziere, die zur Wiederverwendung bereit und wirklich geeignet sind, ist daher klein und reicht bei weitem nicht für zwölf Divisionen aus. Will man also die neuen deutschen Streitkräfte nicht von vornherein mit ungeeigneten Unteroffizieren belasten, so muß man *klein* anfangen, d. h. darf man zunächst nur so viele Divisionen aufstellen, wie man mit geeigneten Unteroffizieren — dasselbe gilt für die jüngeren Offiziere — besetzen kann. Man muß sich dann in diesen zuerst aufgestellten Verbänden die Unteroffiziere für die weiteren Formationen selbst aus den Freiwilligen heranbilden. Das wird allerdings nur sinnvoll sein, wenn sich genügend Freiwillige melden, die geistig und charakterlich den Forderungen entsprechen, die wir an den zukünftigen Unteroffizier stellen.

Hierfür werden drei Voraussetzungen erfüllt sein müssen:

1. Es müssen dem zukünftigen Unteroffizier gewisse materielle Vorteile geboten werden. Diese Erwägung sollte bei der Entscheidung, ob in Zukunft dem länger dienenen Unteroffizier der Zivilversorgungsschein vorenthalten werden soll, nicht unberücksichtigt bleiben.

2. Der Unteroffiziersstand muß das Ansehen genießen, das für anständige, saubere junge Menschen anziehend wirkt. Sicher wird dafür vorwiegend die zukünftige militärische Institution sorgen müssen. Sie wird aber nicht viel erreichen können, wenn

in der Presse und in der öffentlichen Meinung der Unteroffizier weiterhin mit einem auf den zukünftigen Soldaten abschreckend wirkenden Makel behaftet sein wird.

3. Die jungen Menschen müssen von der Notwendigkeit des soldatischen Dienstes überzeugt sein und die Skepsis gegenüber der Gesellschaftsordnung überwunden haben, die heute der Jugend nicht vertrauenswürdig und verteidigungswert scheint. Nur wenn es gelingt, in ihr das Bewußtsein zu wecken, berufen zu sein, an der Gestaltung einer neuen besseren Zukunft mitzuwirken, nur wenn ihr ein Ziel gegeben wird, für das sie sich notfalls bis zur letzten Konsequenz einsetzen soll, nur dann wird sich in der Jugend die erforderliche Anzahl geeigneter Freiwilliger melden, die bereit sind, über die Wehrpflichtzeit hinaus einige Jahre als Unteroffizier zu dienen.

Alle tragen Verantwortung

Hier zeigt sich eine Aufgabe, die nicht der militärischen Institution allein, sondern der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit gestellt ist.

Es wäre gefährlich, die unerfreulichen Erscheinungen, wie sie im militärischen Leben sichtbar wurden, einseitig dem Soldaten in die Schuhe zu schieben. Der Machttrieb, der dem Unteroffizier vorgeworfen wird, war ebensowenig wie der ihn oft herausfordernde Diensttrieb, das Subordinationsbedürfnis des Untergebenen, nur Produkt soldatischer Erziehung; seine Wurzeln steckten tiefer. Den „Radfahrer" gab es nicht nur in der Truppe. Es gab ihn und gibt ihn heute nicht weniger in allen Behörden, Betrieben und Institutionen — und nicht nur unter den ehemaligen Soldaten. In allen Sparten der Gesellschaft fehlte und fehlt es an innerer Unabhängigkeit, an Zivilcourage und an Verantwortungsbewußtsein. Es ist eine Illusion zu glauben, der Soldat allein könne sich von diesem allgemeinen Mangel emanzipieren.

Wenn man nur den Soldaten als Sündenbock für die Fehler der Vergangenheit hinstellt, so lenkt man leicht von der Verantwortung ab, die der ganzen Gesellschaft auferlegt ist, und verkennt, daß es die Aufgabe aller ist, jene Fehler in Zukunft zu vermeiden. Alle Erziehungsverpflichteten, Eltern, Geistliche, Lehrer und Meister sollten sich stets dessen bewußt sein, daß die ihnen anvertrauten Jungen nicht nur die zukünftigen Rekruten stellen werden, sondern daß sich unter ihnen auch die zukünftigen Unteroffiziere befinden. Sie alle tragen mit die Verantwortung dafür, daß in den zukünftigen Streitkräften die menschlichen Beziehungen sich ändern und daß die Jungen von heute nicht einst Schleifer-Platzeks oder auch Leisetreter werden, die sich alles, auch das Unrechte, gefallen lassen.

Diese Verantwortung nimmt ihnen niemand ab.

Erich Dethleffsen

STIMMEN VON DRAUSSEN

Zweideutige Koexistenz

Zur zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsendes schreibt der Herausgeber A. Finet in der französischen protestantischen Wochenschrift *„Réforme"* (Nr. 529):

„Am 8. Mai schwiegen die Kanonen . . . Zehn Jahre sind vergangen. Es ist nicht Friede, sondern man fragt unsicher und vorsichtig, was denn sei. Ein Modewort soll den Zustand definieren: die Koexistenz. Es handelt sich um einen Begriff, der seit einigen Monaten im Vokabular der Presse und in den Erklärungen der Staatsmänner unaufhörlich wiederkehrt, verbunden mit allgemeinen Erwägungen über die internationale Politik.

Die Ereignisse verleiten dazu, ihn häufig zu verwenden. Schon der Tod Stalins hatte die Hoffnung erweckt, daß eine Befriedung an den Reibungsflächen des kalten Krieges und in der Spannung zwischen Amerika und Rußland eintreten werde. Die kluge Politik Präsident Eisenhowers . . . ist in diesem Sinne orientiert. Schließlich hat die Konferenz von Bandung mit der Intervention des chinesischen Ministerpräsidenten Tschu En-lai, der Verhandlungen zwischen Amerika und China zur Lösung des Formosa-Problems vorschlug, wieder den Gedanken bestärkt, man müsse verhandeln. Ein friedlicher modus vivendi zwischen den zwei Gesellschaftssystemen sei herzustellen, obwohl ihre materielle Macht, ihr eingestandener oder verdeckter Imperialismus, die Verteidigung oder Ausbreitung ihrer Ideen vielen unvereinbar erscheinen mag."

„Es ist eine merkwürdige Sache, diese plötzliche Popularität, die bestimmten Worten zufällt. Sie werden mit Sinn geladen und entwicklungsträchtig; obwohl sie einander widersprechenden Auslegungen unterworfen sind, führen sie doch in bestimmten Augenblicken die Hoffnung der Menschen mit sich oder bilden sie ab. Sie nehmen dann einen gleichsam magischen Wert an als ein Zeichen, welches das böse Schicksal beschwört; sie erhalten das Gewicht eines Wortes aus der Heilsordnung. Ihre wenigen Silben, häufig wiederholt, wirken auf die Einbildungskraft, das Herz oder auf unterbewußte Empfindungen, nicht durch ihren ursprünglichen, natürlichen und allgemeinen Sinn, sondern durch ihre mystische Bedeutung, die sie in der Art einer Aura umgibt.

Der Ausdruck ‚Koexistenz' ist ein Fachausdruck, der den Zustand mehrerer Dinge, die zu gleicher Zeit existieren, bezeichnet, und die Philosophen haben viel darüber diskutiert, ob wir diesen Zustand der Koexistenz direkt und unmittelbar aufzufassen vermögen . . . Aber wie weit von solchen akademischen Diskussionen oder psychologischen Forschungen sind wir doch entfernt, wenn wir ‚Koexistenz' sagen. Für den Menschen, der jeden Morgen zum Frühstück eine kleine Dosis Politik verschlingt, ist die Koexistenz der Ausblick auf eine friedliche Situation in einer Welt, in der man einander ohne Groll ertragen würde; sie bedeutet das Ende der dramatischen Spannung, der wir seit der Befreiung unterliegen. Es gibt Kapitalisten; es gibt Kommunisten; die Erde ist groß; sie können gut nebeneinander wohnen, ohne sich Schaden zuzufügen, wenn jeder dem anderen das Seine läßt . . .

Wer hat denn den Ausdruck ‚Koexistenz' in der philosophischen Sprache aufgestöbert, ihn popularisiert und gleichzeitig mit einem mystischen Inhalt gefüllt? Die sowjetische Verfassung, das ‚Organische Gesetz der Union' vom 21. September 1924 (aber das Wort findet sich u. E. schon bei Marx). Sie benutzt in einem ihrer Artikel dieses Wort, um die Lage und die Einstellung der kommunistischen Welt gegenüber der freien Welt deutlich zu machen. Dadurch sind die Vorstellungen von einem kriegerischen Imperialismus, der die Gegner auslöscht, und von einem möglichen Bündnis mit dem Feind gleichermaßen ausgeschlossen. Die Beziehung zwischen der kommunistischen und der freien Welt kann, was den Kommunismus betrifft, nur zweideutig und abwartend sein: man koexistiert.

Diesen Ausdruck, den die Theoretiker des Kommunismus und seine Juristen im abstrakten Wörterbuch der Philosophie fanden, hat die westliche Politik mit offenen Armen aufgenommen; sie hat ihn gebraucht und mißbraucht, ohne sich allzu sehr um die genauen Vorstellungen seiner Erfinder zu kümmern. Diese Feststellung ist reich an Konsequenzen, oder vielmehr ist sie nur ein kleines Beispiel für den Einfluß des kommunistischen Denkens (der Politik und der Diplomatie der Kommunisten) auf die freie Welt, die in Ermanglung eines geschlossenen Denkens seine Sprache angenommen und

sich seiner Lehre unterworfen hat, und die im guten Glauben, ihn zu bekämpfen, seinem Zauber verfällt."

Der Verfasser fragt dann, nachdem er erst von dem „Mann auf der Straße" geredet hatte, was die verantwortlichen Politiker der beiden Blöcke über die Koexistenz denken. Über die USA sagt er u. a.: „Man übernimmt die Koexistenz, ohne die Hoffnung aufzugeben, daß mit Festigkeit geführte Verhandlungen in Europa die slawische Welt zwingen werden, ihren Griff auf die Satelliten zu lockern, und die Ausbreitung des Kommunismus in Asien begrenzen werden. Die Koexistenz stellt ohne Zweifel das Ziel dar, das die amerikanische Diplomatie nicht ohne den naiven Hintergedanken verfolgt, daß der Lebensstandard, die technischen Errungenschaften und das freiheitliche Klima der westlichen Demokratien, begleitet von einer unbezwinglichen militärischen Kraft, erfolgreich auf die unterentwickelten Völker und schließlich auch auf die kommunistische Welt selbst einwirken werden. Ob es so kommt, ist nicht zu beweisen. Aber es ist ein in sich wertvolles Ziel, das, wenn es erreicht wäre, ein wohltuendes und dauerndes Gleichgewicht garantieren würde.

Was denkt Rußland über die Koexistenz? Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß dies leichter zu entdecken sei, weil wir geneigt sind, uns diese Geheimwelt monolithisch vorzustellen und in ihr lediglich die autoritäre Anwendung eines totalitären Systems zu sehen. Im Blick auf das System ist die Koexistenz nichts anderes als ein taktisches Mittel, eine Übergangserscheinung, die für den Augenblick paßt, eine vorübergehende Episode in dem großen Kampf um die kollektivistische Bewirtschaftung der gesamten Erde. Die öffentliche Meinung Rußlands über die Koexistenz vermögen wir nicht aufzuspüren, weil sie stumm ist; mit ihr müssen aber die Doktrinäre rechnen. Zeichen werden sichtbar, wie die Einschränkung der Agrarreform, die Schauprozesse, die Fehler der Regierungen, die ‚Reinigungen'. Wie soll man sie deuten?

Es bleibt nichts übrig als festzustellen, daß die theoretische Position dieser beiden großen Reiche gegenüber der Koexistenz sich im tiefsten unterscheidet. Es handelt sich um den gewaltigen Unterschied zwischen einem Ziel und einem Mittel zum Zweck. Aus diesem Grunde wird die Koexistenz, die die Führer des Ostens und des Westens mit Wärme verteidigen, zu einem zweideutigen Ausdruck, der unausweichlich den Kommunismus zur entscheidenden Frage macht — seine Beziehung zur Umwelt, seine Dialektik, seine Anschauung vom Menschen, von der Macht, von der Geschichte, von der Wahrheit und von der Freiheit."

Ein Kriegsdienstverweigerer

In der französischen reformierten Wochenschrift *„Réforme"* (Nr. 534) beschreibt der reformierte Pastor D. Loux, der als einziger Zeuge zugegen war, die Verhandlung gegen einen Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen in Frankreich:

„Am 24. Mai erschien Pierre Tourne, Student der Theologie und Glied der reformierten Kirche, vor dem Militärgerichtshof von Metz wegen Verweigerung des Militärdienstes aus Gründen des Gewissens. Am Anfang der Sitzung gab es einen Zwischenfall. Als der Gerichtsvorsitzende, ein Zivilrichter, die Verhandlung eröffnete, erwähnte er die ‚militärische Laufbahn des Heiligen Paulus'. Das löste einige ‚Oh!' — eher erstaunt als respektlos — beim Publikum aus, woraufhin der Vorsitzende indigniert befahl, den Saal zu räumen. Das geschah, und die Gerechtigkeit nahm ihren glatten Lauf.

Der einzige Zeuge der Verteidigung, der Verfasser dieses Berichts, schilderte dann schlicht, was er von der Vorgeschichte, vom Charakter und von der geistlichen Entwicklung des Pierre Tourne wußte. Er stellte fest, daß jener nichts von einem anarchistischen Einzelgänger an sich habe, und betonte, wie eifrig er an Diensten für das allgemeine Wohl, z. B. im Zivildienst und in Arbeitslagern in Frankreich, Amerika und Israel, teilgenommen habe. Ebenso wie ein Brief von Pastor J. Babut, den der Anwalt zitierte, wies der Zeuge auf die Stellungnahme der Reformierten Kirche von Frankreich zur Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen hin; insbesondere auf die Entschließungen, welche die letzten Synoden in Paris und Le Havre gefaßt hatten und aus denen die Bestürzung und Niedergeschlagenheit der französischen Protestanten über die Situation spricht: Seit Jahren dringen die führenden Gremien des Protestantismus darauf, daß die Regierung die Sache gründlich untersuche und sich dann endgültig entscheide, was wegen des rechtlichen Status der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen zu tun ist.

Mehr als sechzig junge Männer ‚sind zur Stunde im Räderwerk einer Unterdrückung

ohne Ende gefangen, weil man es gegen alle Logik und alle Rechtsvorstellungen als ein Verbrechen betrachtet, daß sie auf einer Überzeugung beharren' (Entschließung der Synode von Paris).

Danach hat der Vertreter der Anklage das Wort, ein Offizier. Sein Auftreten ist gemäßigt und ohne Leidenschaft; es scheint manchmal ein wenig verlegen. Er erkennt den moralischen Wert des Beschuldigten an und läßt durchblicken, daß es für ihn eine unangenehme Pflicht ist, in Affären dieser Art aufzutreten. Nichtsdestoweniger tut er, was, wie er glaubt, seine Pflicht ist, und fordert die Richter auf, die ihre zu tun.

Maître Sauerwein, Anwalt aus Paris, erhebt sich dann. In einem klaren, wohl aufgebauten und in ruhigem Ton vorgebrachten Plädoyer findet er Gründe des gesunden Menschenverstandes und der Menschlichkeit, um seine juristischen Argumente lebendig darzubieten.

Über den theologischen Aspekt der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen sagt er nichts. Er hat sie nicht zu rechtfertigen. Er bestreitet lediglich der Gesellschaft das Recht, Menschen als Verbrecher zu betrachten und als solche zu behandeln, die aus innerem Zwang einem Befehl ihres Gewissens nicht widerstehen können. Er hebt die Absurdität einer Gesetzgebung hervor, deren Wirkung es ist, daß die Gemeinschaft der wertvollen Mitarbeit junger Menschen beraubt wird, die einen erprobten moralischen Wert haben und darauf brennen, ihrem Lande zu dienen, aber anders als mit der Waffe in der Hand.

Das Urteil: ein Jahr Gefängnis für Pierre Tourne. Einige andere Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, Zeugen Jehovas, wurden dann am Nachmittag des gleichen Tages zu Gefängnisstrafen verschiedener Höhe, von einem Jahr bis zu achtzehn Monaten, verurteilt. Es ist sinnlos, Berufung gegen diese Urteile einzulegen, die ohne Zweifel die Zahl der jungen Menschen vermehren, die dazu berufen sind, einen Teil ihres Lebens im Gefängnis zuzubringen, aus dem sie nie anders herauskommen als krank, physisch und psychisch verstümmelt, ohne daß es dem Staat und seiner Verteidigung das geringste nützen würde.

Es tut not, die gesetzlichen Bestimmungen zu ändern, die zur Zeit eindeutig absurd und schimpflich sind; es muß in der Gesetzgebung eine klare Linie erreicht werden, wie sie bei fast allen zivilisierten Nationen besteht."

„Wir hacken weiter . . ."

In der amerikanischen Wochenschrift *„Time"* (11. 4. 1955) schreibt der Kommissar der USA-Regierung für Atomenergie, Thomas E. Murray, unter der Überschrift „Naturwissenschaft und Glaube müssen sich verbinden, wenn die Welt die H-Bombe überleben soll":

„Ich glaube, daß es Gottes Wille war, daß wir das Atom entdecken sollten. Tatsächlich haben wir mit der größten Veränderung im Verhältnis des Menschen zur Natur seit dem Aufruhr im Garten Eden zu ringen. Aber am grundlegenden Verhältnis des Menschen zu Gott hat sich nicht das geringste geändert. Beim Atomproblem stehen wir vor derselben Versuchung, welcher der erste Mensch im Garten Eden und jeder Mensch seither unterworfen war. Es ist die Möglichkeit der Wahl, die gefährliche Freiheit, von Gott gegebene Macht zum Guten oder zum Bösen zu verwenden. Ich meine, daß nicht die Naturwissenschaft falsch ist; falsch ist nur ihre Anbetung durch den Menschen. Ganz bestimmt entspringt es einem ursprünglichen Trieb, den uns der Schöpfer einpflanzte, und gehört deshalb zu unserer Aufgabe, daß wir immer mehr von der Welt entdecken, in der wir leben. Aber die Naturwissenschaft kann dem Menschen Herrschaft nur über die Materie verleihen. Letztgültiges erreicht sie nie.

Eines fürchte ich zutiefst. Wenn die Menschen den nackten Rahmen der Naturwissenschaft nicht in das warme Gewand echter Menschlichkeit kleiden, dann wird es damit enden, daß sie die Maschine zu ihrem Gott und die Mathematik zu ihrem einzigen Dogma machen. Das heraufziehende Neuheidentum des Abendlandes wird unsere Kultur so kalt wie die interstellaren Räume machen, so rücksichtslos wie die Atome, die einander zertrümmern. Diesen Befürchtungen steht eine Tatsache gegenüber, die zu großer Hoffnung berechtigt: die physikalischen Entdeckungen, die den Glauben mancher Menschen erschüttert haben, bringen auch die philosophischen Grundlagen des Materialismus zum Wanken . . ."

„Atombomben sind in der Tat nur darum gefährlich, weil man auf bestimmte Menschen des Atomzeitalters nicht bauen kann. Unsere gegenwärtige Krise rührt von der Gier des Menschen und seinem Willen zur Macht her, daher, daß er sich weigert, sich der Vernunft zu beugen. Als Christen müssen wir hoffen, daß im diktatorischen Denken des Kreml vielleicht einige Zweifel am Wert einer unfruchtbaren Erde entstehen, wie sie nach jeder Art von Atomkrieg übrig

bliebe. Das müssen wir erbitten, im Gebet und durch das Beispiel unseres Lebens.

Es war für mich besonders überraschend, daß die Ungläubigen unter den Naturwissenschaftlern manchmal mehr um den Frieden besorgt scheinen als diejenigen unter uns, die glauben, daß die Friedfertigen selig sind. Dahinter steht nicht ein Übermaß guten Willens, sondern die präzise Kenntnis dessen, was ein Atomkrieg auf unserem Planeten anrichten würde. Wer also in diesem kritischen Jahr 1955 unter der Verheißung leben will, daß die Friedfertigen selig sind, der muß begreifen, welche Tatsachen das Leben im Atomzeitalter bestimmen. Die amerikanische Öffentlichkeit kann das nicht ‚den Experten überlassen'.

Für diesen planetarischen Vorgang gibt es nämlich keine Experten. Es genügt nicht, daß wir Techniker haben. Denn wenn der Techniker nicht ein wenig von dem Gedanken erfaßt ist, daß er ein Heiliger werden soll, dann wird er hier nichts ausrichten ... Wenn wir noch einmal davonkommen sollen, dann ist entscheidend, daß es einen weiten Kreis informierter und interessierter Laien gibt. Das ist die einzige Möglichkeit, wie wir mit jenem unmoralischen Fatalismus fertigwerden können, der den Krieg als ‚unvermeidlich' betrachtet, mit der Torheit, die behauptet, daß ihr die finsterste Bedrohung des Menschen gleichgültig sei. Diese Vogel-Strauß-Politik liegt auf der gleichen Ebene wie die Frivolität derer, welche die Wirklichkeit der Hölle negieren, indem sie sich weigern, darüber nachzudenken. Vielleicht ist die Geheimhaltung, der wir gewisse besonders empfindliche Bereiche der Atomforschung unterwerfen, für diese Apathie mitverantwortlich. Aber das Ausmaß der Geheimhaltung wird gewaltig übertrieben; sie ist eher ein Alibi als eine echte Erklärung dafür, daß die normale Funktion unserer öffentlichen Meinung an diesem Punkt völlig aussetzen konnte. Es bleibt dabei, daß die wichtigsten Entscheidungen über die Verwaltung der Atomenergie im Herzen und in der Seele fallen und nicht im Gehirn des Experten, das die Wirkungsweise eine Zyklotrons zu begreifen fähig ist."

Als bedeutsamstes Feld für solche Entscheidungen bezeichnet Murray die Entwicklung der Atomenergie für friedliche Zwecke, die hauptsächlich den „Habenichts"-Nationen in Übersee zugutekommen würde, und fährt fort: „Ich möchte nicht in jenem harmlos beruhigenden Ton reden, in dem man zuweilen mit einem Kinde spricht. Nach allem, was Sie und ich wissen, könnte es der unbegreifliche und unerforschliche Wille Gottes sein, daß das zwanzigste Jahrhundert das Ende des Menschengeschlechts bringt. Aber wir wissen aus dem Gesetz, das Er uns einpflanzte, daß wir die persönliche Verantwortung haben, alle normalen Mittel anzuwenden, um so lange als möglich am Leben zu bleiben. Unsere Nation steht wie die ganze Menschheit unter der unausweichlichen Verpflichtung gegenüber dem Allmächtigen, das Ende dieser unserer Zivilisation zu verhüten, bis Gottes gute Zeit kommt. Ein weiser und einfältiger Mann namens Franz hackte einst in seinem Garten. Jemand fragte ihn: ‚Wenn ein Engel erschiene und dir sagte, Franz, daß du heute abend sterben mußt, was würdest du tun?' Und der heilige Franz sagte ganz ruhig: ‚Weiterhacken'. Mit allen seinen ungeheuerlichen Komplikationen, die das Weiterleben der Menschheit in Frage stellen, reduziert sich das Atomproblem letzten Endes hierauf. Wir hacken weiter und warten auf das, was Gott mit uns vorhat."

Die Schweiz — Kreuzweg der Kulturen

In einer Sondernummer der französischen protestantischen Wochenschrift *„Réforme"*, die der französischen Schweiz gewidmet ist, beschäftigt sich Professor Charles Guyot aus Neuchâtel mit der besonderen Lage der schweizerischen Kultur. Der Titel „Kreuzweg der Kulturen", sei ein altes Klischee. Warum er trotzdem Sinn hat, zeigen die folgenden Ausführungen:

„Es besteht in der Schweiz — wagen wir es zu sagen — ein negativer Aspekt der Kultur, der sich vielleicht teilweise aus unserer Position an diesem berühmten Kreuzwege erklärt. Deutsche, italienische, französische Kultur teilen sich in sehr ungleichen Proportionen in unser Land. Aber auch die Art der Empfangsbereitschaft und die Reaktion der deutschen Schweiz gegenüber Deutschland sind völlig anders als die Beziehungen des Tessins zu Mailand oder Rom und der französischen Schweiz zu Paris. Zürich, Basel und Bern z. B., wie auch die Kantone der Urschweiz oder Graubünden, das aus so verschiedenen Elementen besteht, halten innerhalb der deutschsprachigen Kultur kräftige autochthone Traditionen aufrecht. Die Rolle der Dialekte, die sehr lebendig sind, darf hier nicht übersehen werden. Im Tessin und in der französischen Schweiz gibt es nichts dergleichen. Diese beiden Gebiete — sprachliche Minderheiten — sind auf der einen Seite gezwungen, die Eigenart ihrer jeweili-

gen Kultur zu erhalten und gegen das unbewußte oder absichtliche Eindringen deutschschweizerischer Einflüsse zu kämpfen. Auf der anderen Seite verbinden sie sich ganz natürlich auf kulturellem Gebiet mit dem intellektuellen, literarischen und künstlerischen Leben der beiden großen Nationen, deren Sprachen sie sprechen. Diese verwickelte Situation hat ihre Nachteile. So viel man darüber sagen kann und so kräftig man auch das politische Band, das uns eint, betont, sie macht aus der Schweiz ein zerteiltes Wesen." Man habe den Schweizern deshalb oft genug „empfohlen, ‚hartnäckig' eine ‚nationale und moralische' Kunst zu pflegen". Demgegenüber meint Guyot: „Die Schweiz, Kreuzweg der Kulturen, wäre wirklich nichts anderes als ein Land ohne echte Kultur, wenn sie sich von den großen Strömen der europäischen Zivilisation abschließen und behaupten wollte, daß sie nichts zu kennen und nach außen bekannt zu machen habe als einen mittelmäßigen und im übrigen hypothetischen ‚Helvetismus'. Wenn ich mich für einen Augenblick nur an die französische Schweiz halte, dann denke ich, daß ein Werk, das sozial, moralisch und patriotisch bei uns in der Schweiz zu Hause ist, *literarisch* doch nichts anderes als französisch sein kann."

Deshalb will Guyot jetzt einmal „nicht von der schweizerischen Kultur, sondern von der Kultur in der Schweiz reden. Und hier offenbart das Bild vom ‚Kreuzweg' zur gleichen Zeit seinen echten Wert. Daß unser Land dank seinen drei Hauptsprachen, dank seiner politischen und religiösen Struktur, seiner Neutralität, in Europa ein privilegierter Ort des intellektuellen Austausches ist, läßt sich, wie mir in aller Bescheidenheit scheint, kaum leugnen. Unsere Geschichte bestärkt diese Auffassung. Man bedenke z. B. die Rolle einiger der berühmtesten Klöster des Mittelalters, besonders von St. Gallen; man rufe sich die kräftige humanistische Tradition von Basel oder das Genf der Reformationszeit in Erinnerung. Man denke daran, wie sich im Zeitalter der Aufklärung die Denker und Schriftsteller in Zürich, Bern und Basel regten, von dem großen Haller bis zu Bernoulli, während die französische Schweiz sich für oder gegen Voltaire, Rousseau und die Enzyklopädisten ereiferte. Die Schweiz war wahrhaftig ein Kreuzweg der Kulturen. Und in einem Europa, das heute anders ist, wo die Nationalismen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer bitterer wurden und in der gleichen Zeit die technische Zivilisation Stück für Stück das soziale Gefüge umstürzte, hat die Schweiz nicht aufgehört, ein Kreuzweg der Kulturen zu bleiben."

Guyot exemplifiziert seine Auffassung am Beispiel des „großen Haller" und faßt dessen grundsätzliche Bedeutung in den Worten zusammen: „Was zu betonen und zu bewahren wäre aus der Haltung Hallers, ist die Unabhängigkeit, die sie offenbart, eine Freiheit des Geistes, die heute genau so nötig ist und die allein, in welchem Land auch immer, eine authentische Kultur verbürgt. Am Kreuzweg der Kulturen muß sich die Schweiz für alles frei machen und alles das aufnehmen, was sie bereichern kann — wobei vielleicht die kostbarste Bereicherung hauptsächlich in dem liegt, was bei der ersten Berührung Schock und Entsetzen verursachte. Aber sie muß auch dem widersprechen, ja es verwerfen, was ihr eine unparteiische Prüfung als unannehmbar offenbart, als gemacht oder verfälscht, als feindlich den wesentlichen Werten, an die sie ihre Lebensordnung geknüpft hat."

Schließlich hebt Guyot die Aufgabe der Schweiz hervor, Mittler zwischen den großen Kulturen Europas zu sein, führt die Gründe an, aus denen sie diese Aufgabe seit Beginn des Krieges vernachlässigt hat, und fährt dann fort: „Eine gewisse Beschränkung der Schweiz auf sich selbst, so etwas wie Mißtrauen ist entstanden, und wer weiß, vielleicht eine gewisse Furcht vor den Abenteuern des Gedankens . . . Als Land der ängstlichen Zurückhaltung, als Land der gerechten Mitte, ist die Schweiz nicht vor der tödlichen Gefahr geschützt, die einer echten Kultur in der Mittelmäßigkeit droht, einer Mittelmäßigkeit, die mit sich selbst zufrieden ist und sich noch dazu beglückwünscht, daß sie so ist, wie sie ist. Die Schweiz gibt es noch, die jenes lächerliche, jenes betrübliche ‚So wie uns gibt es doch niemand!' spricht. Mit ihr rivalisiert, das muß leider gesagt werden, die andere, die von dem Fremden nur das Augenfälligste und Oberflächlichste übernimmt. Daß wir am Kreuzweg der Kulturen wohnen, bringt uns, oder besser: zwingt uns zur intellektuellen Wachsamkeit, zur kritischen Schärfe und auch zur Sympathie, die aber auch nichts zu schaffen haben mit dieser Flachheit oder jener Selbstzufriedenheit. Wachsamkeit, Urteilskraft und Sympathie können allein die Rolle rechtfertigen, die uns im Laufe der Jahrhunderte zugewachsen ist."

Kirche und soziale Wirklichkeit

Evangelisches Soziallexikon. Im Auftrage des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Friedrich Karrenberg. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1954, 1176 Lexikonspalten, geb. 38,– DM.

Die Jahre seit 1945 sind gekennzeichnet durch verschiedene Versuche der evangelischen Kirche, ein neues Verhältnis zu der Welt, die sie umgibt, zu finden. Um des Evangeliums willen unternimmt sie immer neue Vorstöße in die heutige Gesellschaft, die sich seit langem von der Kirche gelöst hat. Der Deutsche Evangelische Kirchentag mit seinen Arbeitsgruppen, die Evangelischen Akademien, die neuen Formen des sozialen Dienstes der Kirche, ihr unablässiges Mühen um die Verkündigung für den heutigen Menschen und die rechte Sprache dieser Verkündigung sind wohl die wichtigsten unter diesen Versuchen. Sie haben zu vielen Begegnungen, ja auch schon zu fruchtbarer Zusammenarbeit mit Menschen aller Schichten und Berufe geführt, die mit ihren Fragen der Kirche entgegengekommen sind. Ein Zeugnis solcher Zusammenarbeit und Begegnung, dazu ein erstaunlich reiches Hilfsmittel für alle, die Brücken schlagen wollen zwischen der heutigen Gesellschaft und der Kirche, ist das neue „Evangelische Soziallexikon". Der Herausgeber bezeichnet es allerdings nur als einen „Versuch". Aber dieser Versuch ist schon deswegen sehr bedeutsam, weil die Werke und Diener der Kirche seit langem eines Arbeitsmittels bedurften, das ebenso eine wohl begründete Anschauung gibt wie eine rasche Orientierung durch klare und knapp gefaßte Überschau ermöglicht. Für einen ersten Wurf ist dieses Gemeinschaftswerk einer Fülle von Mitarbeitern aus den Wissenschaften der Soziologie, Nationalökonomie, der Sozialpolitik, der Theologie und anderen Gebieten, das jeden Bereich der sozialen Wirklichkeit berücksichtigt, wohl gelungen und man darf es den ausgezeichneten katholischen Arbeiten an die Seite stellen. Noch wichtiger aber ist, daß dieses Lexikon zeigt, wie stark die Gedanken und Kräfte zusammenstreben, und zwar nicht nur innerhalb der Theologie und der christlichen Soziallehre; denn auch die Mitarbeiter aus den anderen Wissenschaften versuchen, die Probleme der sozialen Gestaltung als Christen und nicht als Spezialisten anzusehen.

Es wird der Sache dienen, wenn wir auf einige Lücken hinweisen, die in einer neuen Auflage geschlossen werden sollten. Zwar ist ein solches Nachschlagewerk ein Mittel zur Orientierung in der Gegenwart und nicht eine Geschichtsdarstellung, aber es sollte die Geschichte der christlichen Soziallehren, die ja lebendiges Erbe ist, doch noch eingehender nach verschiedenen Seiten hin behandeln, etwa die großen Konzeptionen des Mittelalters, vor allem aber die Soziallehren des englischen und amerikanischen Christentums bis heute, denen wir in der ökumenischen Arbeit ständig begegnen, ohne mit ihnen genügend vertraut zu sein; besonders die Arbeiten von Reinhold Niebuhr in Amerika und V. A. Demant in England wären für die deutsche christliche Sozialethik sehr lehrreich. Auch die Sozialethik der Schwärmer und Täufer, von der so erhebliche Wirkungen in der westlichen Welt ausgegangen sind, müßte unbedingt gründlicher dargestellt und theologisch gewürdigt werden. In dem Artikel über den religiösen Sozialismus wird leider nicht herausgearbeitet, daß Paul Tillich einer der ersten war, die Theologie und Soziologie zu einer neuen Betrachtungsweise vereinigt haben, um die Kirche mit der heutigen sozialen Wirklichkeit radikal zu konfrontieren. Unter den fehlenden Begriffen und Themen sind vor allem „Demokratie" und „Institution" (ein heute auch in der christlichen Sozialethik wichtig werdender Begriff) zu nennen. Da wir einer „Soziologie der Kirche und Kirchengemeinde" dringend bedürftig sind, wenn wir das faktische Verhältnis der Kirche zur heutigen Wirtschaft und Gesellschaft erhellen wollen, sind wir dankbar für den Artikel über die gesellschaftliche Struktur der Gemeinde, der die Untersuchungen des westfälischen kirchlichen Sozialamtes zusammenfaßt; aber die Versuche, neue christliche Gemeindeformen zu bilden, sollten systematisch und unter ökumenischem Aspekt zusammengefaßt werden; hier sind z. B. die Studentengemeinden nicht erwähnt. Die Struktur der „bürgerlichen Kirche" und kirchlichen Bürgerlichkeit müßte gleichfalls besonders und genauer untersucht werden. Der Artikel über die „politische Predigt" könnte so ausgebaut werden, daß er das Verhältnis der Predigt zur gesellschaftlichen Situation im ganzen ins Auge faßt.

An solchen und anderen Punkten zeigt sich nun freilich deutlich, wie viele geschicht-

liche, soziologische und theologische Vorarbeiten uns allenthalben fehlen, und man kann nicht wohl von einem Lexikon verlangen, daß es alle diese Vorarbeiten mit einem Schlage nachhole. Es ist darin ein sehr genauer und getreuer Ausdruck unserer Gesamtsituation, daß es besonders auch in den wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Artikeln zeigt: das neue Gespräch dieser Wissenschaften und ebenso der politischen, der gewerkschaftlichen und anderer Praktiker mit den Theologen hat erst begonnen. Uns fehlen auf vielen Gebieten, vor allem dem der Wirtschaftsethik im engeren Sinne, noch die sozialethischen Leitbilder und Kategorien, die die heutige soziale Wirklichkeit bewältigen könnten; der Dialog zwischen Soziologie und Theologie ist noch kaum in Gang gekommen; diesen Gesamtzustand aber kann ein Nachschlagewerk nicht überwinden. Trotzdem machen sich in ihm auf beiden Seiten schon einige erfreuliche Neuansätze bemerkbar; also beginnt die Zusammenarbeit der Sozialwissenschaftler, der Praktiker und der Theologen auf dem Boden der Kirche die ersten Früchte zu tragen. Es steht zu hoffen und ist zu wünschen, daß eine neue Auflage uns neue Zeugnisse einer in der Bekenntnis- und Dienstgemeinschaft der Kirche tief gegründeten Zusammenarbeit zur Erhellung und vor allem zur Ordnung der modernen Gesellschaft darbieten werde.

Heinz-Dietrich Wendland

Geist und Enthusiasmus

Regin Prenter, Spiritus Creator. Studien zu Luthers Theologie. Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus. Zehnte Reihe. Bd. VI. Christian Kaiser-Verlag, München 1954, 395 S.

Nachdem das politische Schwärmertum in einer so erschütternden Weise zu schanden geworden ist, sucht sich der seelische Überschwang ein neues Betätigungsfeld. Dafür aber eignet sich kaum ein anderer Bereich so sehr wie die Erlebniswelt von Andacht und Frömmigkeit. Man verachtet die Kindertaufe und begehrt die Großtaufe, weil sie allein den wahren Geistesbesitz zu vermitteln imstande sei. Man ersehnt neue Geisteszuflüsse, die sich im Zungenreden und ekstatischen Ausbrüchen äußern sollen. Theologie und Kirche aber werden mit dem Vorwurf der Geistesarmut überschüttet. Diesen neu aufbrechenden Enthusiasmus wird man jedenfalls nicht in der Weise überwinden können, daß man nur das Krankhaft-Schwärmerische in diesen Erregungen anprangert. Man muß dem allem ein biblisch gesundes, klares Zeugnis vom Wesen und Wirken des Gottesgeistes entgegenstellen; sonst ist diese Flut nicht einzudämmen.

Auf diesem Hintergrund bekommt das Werk des dänischen Theologen Regin Prenter, das schon 1944 erschienen ist und uns jetzt erst in einer vorzüglichen Übersetzung zugänglich gemacht wird, besondere Bedeutung. Die Lutherforschung hat immer gewußt, welche entscheidende Rolle das Zeugnis vom Geist Gottes in der Theologie Luthers in dem Zwei-Frontenkrieg spielt, den der Reformator ein Leben lang zu führen hatte sowohl gegen eine lehrhafte Veräußerlichung wie gegen eine seelisch erhitzte Verinnerlichung der christlichen Wahrheit. Zum ersten Male aber legt hier ein hervorragender Kenner und Interpret der reformatorischen Theologie eine umfassende Gesamtdarstellung dieses Themas vor, die sowohl nach der historisch-genetischen wie nach der systematisch-exegetischen Seite hin alle Wünsche erfüllt.

Dem dänischen Forscher erscheint die Kontinuität zwischen dem jungen und dem alten Luther ungleich größer als ihre so oft behauptete Diskrepanz. Der Reformator hätte die fast tödliche Krise in der Auseinandersetzung mit dem mystischen Spiritualismus niemals bewältigen können, wenn er sich nicht schon bis zum Jahre 1522 eine reife und geschlossene Gesamtschau des biblischen Geistzeugnisses erarbeitet gehabt hätte. Für Luther ist der heilige Geist nicht ein Etwas, nicht ein Fluidum oder ein Kraftstrom, er ist die lebendige, reale Gegenwart Gottes in Jesus Christus. Weil die Herrlichkeit Gottes aber in Krippe und Kreuz verhüllt erscheint unter dem Gegenbild von Schwäche und Niedrigkeit, darum vermag nur der Glaube die Offenbarung Gottes zu fassen, wenn der Geist uns das im Wort bezeugte Geschehen erschließt. Für das Schwärmertum waren Wort und Sakrament im besten Fall Anregungsmittel, um dadurch in den Zustand der Entrückung zu gelangen. Luther bestreitet die Möglichkeiten der ekstatischen Religion nicht. Aber er weiß, daß der Mensch auf diesen Wegen Gott in seiner „nackten Majestät" begegnet und dabei vergehen muß. Darum gilt es, sich allein an das Wort zu halten. Dem Schwärmer erscheint es nur als ein „äußerlich Ding", und doch führt uns allein das Evangelium durch den Sohn zum Vater.

Man muß es auch dem Herausgeber der „Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus", dem Göttinger Theologie-

Professor Ernst Wolf, danken, daß er durch unermüdliche Bemühungen die Drucklegung dieses bedeutenden Werkes möglich gemacht hat.

Adolf Köberle

Das urchristliche Ältestenamt

Wilhelm Michaelis, Das Ältestenamt der christlichen Gemeinde im Lichte der Heiligen Schrift. Berchtold Haller Verlag, Bern 1953, 176 S., Ln. 13,– DM.

Dieses Buch ist ein typisches Beispiel für die heute so beliebte Art biblisch-theologischer Produktionen, die nicht nur die Forschung fördern, sondern auch die „christliche Gemeinde" erbauen und ihr unmittelbare praktisch-erbauliche Anregungen vermitteln möchten, im vorliegenden Fall also für eine Belebung und Vertiefung des Ältestendienstes. Man weiß, was die Ältesten für eine reformierte Gemeindeordnung bedeuten, aber man fragt sich zugleich, ob es wirklich möglich sein wird, ihr Urbild ohne lange Umwege im Neuen Testament wiederzufinden. Der Verfasser will gewisse Abwandlungen im Lauf der historischen Entwicklung nicht leugnen; aber im großen Ganzen sind die Schwierigkeiten für ihn nicht allzu groß, weil er in kritischen Fragen konservativ und weil seine Methode einfach der Biblizismus ist. Jeder Text, der wirklich oder vermeintlich von den Ältesten handelt, wird herangezogen, besprochen, gegen Einwände verteidigt und dann in ein Gesamtbild eingearbeitet, das auch und gerade „heute" für uns wertvoll und mehr oder weniger vorbildlich sein soll. Nur bei der Ölsalbung durch die Ältesten (Jak. 1,14) wird es dem Verfasser doch etwas ungemütlich; er findet sie allzu zeitbedingt und meint (warum eigentlich?), daß sie nicht mehr geübt werden sollte. Im übrigen kann die Art, wie hier das urchristliche, vom Pfarramt streng unterschiedene Ältestenamt erbaulich entwickelt wird, gewiß niemanden kränken. Es fragt sich nur, ob das, was hier steht, richtig ist. Ich halte die zugrunde liegende Annahme, das urchristliche Ältestenamt sei allgemein verbreitet und wesentlich gleichartig gewesen, für erweislich falsch und kann das, was der Verfasser mit gewohnter Gründlichkeit für seinen Standpunkt vorbringt, auch im einzelnen nicht für treffend halten. Wenn die Apostelgeschichte, die sonst Älteste erwähnt, für Antiochien nur „Propheten und Lehrer" nennt, so kann das m. E. kein Zufall sein. Und wenn Paulus in seinen echten Briefen — für den Verfasser sind natürlich alle Briefe echt — nur geistgewirkte Gaben und allenfalls „Aufseher" und „Diener", aber keine eingesetzten Ältesten kennt, so hat das etwas zu bedeuten, und man darf dagegen nicht den Nachweis versuchen, daß er „unter etwas anderen Ausdrücken" das gleiche gemeint haben müsse wie die Pastoralbriefe. Man könnte einwenden: nun, was tuts? Schließlich stehen ja alle Worte in der Bibel, und damit gut. Nur sind sie in Wirklichkeit nicht als Teile der Bibel geschrieben, sondern als Zeugnisse ganz bestimmter und bestimmt verschiedener geistlicher und kirchlicher Lagen und Gesinnungen. Das bedeutet nicht, daß sie nichts als einen Widerspruch ergeben müßten; aber es bedeutet allerdings, daß ihre Einheit nicht einfach auf der Hand liegt, sondern gesucht werden muß. Wenn man die neutestamentlichen Quellen vereinerleit, so ebnet man damit zugleich alle tieferen Fragen nach dem Verhältnis von Amt und Geist, von Einheit und Vielfalt, von ursprünglichem Sinn und gegenwärtiger Vollmacht in der Kirche ein. Damit ist der Wissenschaft nicht gedient, und ich möchte meinen, auch die christliche Gemeinde habe ein Recht darauf, von der Bibel her etwas mehr Beunruhigung und etwas weniger an erbaulichen Selbstverständlichkeiten zu empfangen, als ihr hier geboten wird.

Hans von Campenhausen

Für die Privat-Andacht

Heinrich Giesen, Sei fünf Minuten still! Ein Andachtsbuch für 365 Tage. Kreuz-Verlag Stuttgart 1954, 376 S., Ln. 7,80 DM, Ld. 24,80 DM.

„Ist die Andacht denn ein Fragebogen?" so wird in der Andacht am 17. Juli gefragt. Die Frage wird bejaht. Und immer wieder wird der Leser in diesem Andachtsbuch in der bedrängenden Weise eines Fragebogens seelsorgerlich angeredet. Die Fragen sind so direkt und im heutigen gesellschaftlichen Sinne indiskret gestellt, daß es in einer Ehe oder in einer Familie wohl revolutionierend wirken muß, wenn der Hausvater täglich einen solchen Abschnitt vorliest. Oder es wirkt abstumpfend; denn manchmal wollen die Familienglieder ihre Beichtgeheimnisse auch vor einander gewahrt wissen und ihre ungelösten Lebensfragen nicht auf menschliches Kommando besprechen. Das Wort der Heiligen Schrift selbst geht ja so behutsam

mit uns um, wenn andere Ohren mithören, es stellt uns nicht öffentlich bloß. „Sind unsere Häuser Gottes Häuser? Gott belegt sie selber, nicht das Wohnungsamt." Das ist z. B. ein Satz, der als Familienlektion schwierig ist, wenn der Hausvater so oder so mit dem Wohnungsamt verhandeln muß.

Überhaupt kann man solche Sätze nur schreiben, wenn man sehr kurz und knapp schreibt. Der Leser muß dem schreibenden Seelsorger immer zubilligen, daß für Begründungen kein Platz auf der Seite ist — etwa zwanzig kurze Zeilen sind das Maß —, und darf dem Verfasser nicht unterschieben, daß ihm bei mehr Raum und Zeit doch die Gründe fehlen würden. So bleiben wirklich auf jeder Seite offene Fragen, die erstaunlich tief treffen.

Das erwähnte Beispiel mit dem Wohnungsamt ist nicht für das ganze Buch typisch: die meisten Andachten haben eine speziell religiöse Thematik. Der Verlagsprospekt, nicht das Titelblatt, kündigt ein Andachtsbuch für die Familie an; in Wirklichkeit aber ist es ein Buch für den einzelnen, das in der guten Andringlichkeit der älteren Evangelisten zur Bekehrung mahnt, in der Sprache aber sich alle Erfahrungen der Kirchentage, auch der modernen christlichen Journalistik zu Nutze macht. Das Kirchenjahr ist kaum, irgendwelche Bibellesereihen sind gar nicht zugrunde gelegt.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist die bewundernswerte Auswahl der Schriftworte, die fast zur Hälfte dem Alten Testament entnommen sind. Die Gebete unten auf der Seite, teils Liedverse, teils frei gestaltet, fassen den Hauptgedanken der Andacht aufs Trefflichste in ein wirklich nachvollziehbares Gebet. Entgegen der heute herrschenden Gewohnheit, in Kalendern pro Tag bis zu zwanzig liturgische Angaben zu machen, verzichtet dieses Andachtsbuch zum Glück auf alle weiteren Angaben.

Man wird dieses Buch nicht ohne Segen benutzen, man wird es ohne Scheu verleihen oder verschenken können, besonders an die „Gebildeten unter den Verächtern" des Evangeliums. Das Buch ist schön in Leinen gebunden, grün mit Goldtitel. Das muß erwähnt werden, weil offensichtlich eine Kontrastwirkung beabsichtigt ist. Man hätte es sich auch als Ro-Ro-Ro-Andachtsbuch veröffentlicht denken können — ich glaube, das Buch wäre volkstümlich geworden. Man wählte den anderen Weg ins Volk. Warum aber gibt der Verlag von diesem Buch (das doch nach einem oder zwei Jahren im Gebrauch durch ein anderes abgelöst werden sollte, weil der Christ von einer Erkenntnis zur anderen wachsen will) eine Lederausgabe in Saffian mit Goldschnitt in Futteral heraus, die vierzehn Mark mehr kostet als die Leinenausgabe? Soll es in solcher Aufmachung den Reichen in dieser Welt geschenkt werden, die es sonst nicht beachten würden? Ich glaube, solches taten die älteren Evangelisten nicht. Rufus Flügge

Anweisung zum Denken

Martin Heidegger, Was heißt Denken? Verlag Max Niemeyer, Tübingen 1954, 175 S., br. 9,50 DM, geb. 12,50 DM.

Der Titel der beiden einstündigen Vorlesungen, die Heidegger im Winter und Sommer 1951/52 an der Universität Freiburg gehalten hat, ist nicht zufällig eine Frage; denn genau das ist fraglich, ob wir überhaupt wissen, was Denken bedeutet. Das eigentlich „Bedenkliche" unserer Zeit sieht Heidegger eben darin, daß wir noch nicht denken, „immer noch nicht, obwohl der Weltzustand fortgesetzt bedenklicher wird". Daß wir denken lernen, ist jedoch nicht lediglich eine Sache des guten Willens, sondern hier wird eine tiefere Fraglichkeit unseres Denkens erkennbar, die zugleich die gewohnten Vorstellungen und Meinungen vom Wesen des Denkens durchstößt. Denn Denken ist nicht ein je nach Wunsch vom Menschen einzuschaltender Vorgang, nicht eine in Tätigkeit zu setzende Funktion, über die uns Psychologie oder Logik belehren können und für deren Vervollkommnung sich diese oder jene pädagogischen Ratschläge geben lassen. Sondern Denken bestimmt sich aus dem, was es zu bedenken gilt. Das aber läßt sich nicht aussuchen; es nimmt vielmehr von sich her das Denken in Anspruch oder kann sich ihm auch entziehen. Denken ist allem Belieben wie aller Denktechnik entzogen, es ist ein „wesenhaft Geheißenes".

An die Stelle der neutralen Frage: was heißt Denken? tritt die nun recht zu verstehende, mit einem Anspruch uns treffende Frage: was heißt uns denken? Was ist es, was uns in das Denken verweist? Damit wird die überlieferte Auffassung des Denkens nicht annulliert, sondern in ein neues Licht gerückt. Sie hat ihre eigene Notwendigkeit. Das Denken bleibt ein „Weg". Deshalb verlangt das Denken, daß wir uns selber auf diesen Weg begeben und nicht etwa an den Weg stellen, um zuzusehen, um Ur-

teile über das vergangene Denken abzugeben und festzustellen, wie man richtig denkt.

So werden diese Vorlesungen zu einer in ihrer Art mit Hegels Vorrede zur Phänomenologie des Geistes zu vergleichenden philosophischen Anweisung zum Denken, die als solche das genaue Gegenteil einer technischen oder didaktischen Anweisung ist. Sie entspricht Kants Forderung, die er in seiner Vorlesungsankündigung zum Winter-Semester 1755/56 erhoben hat: „nicht Gedanken, sondern Denken zu lernen".

Erwin Metzke

Zweierlei Kausalität

Heimo Dolch, Kausalität im Verständnis des Theologen und der Begründer neuzeitlicher Physik. Besinnung auf die historischen Grundlagen zum Zwecke einer sachgemäßen Besprechung moderner Kausalitätsprobleme. Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1954, 240 S., 11,80 DM.

Da er zunächst bei einem der deutschen Nobelpreisträger und Begründer der neuesten Physik studierte und sich erst später entschloß, katholischer Theologe zu werden, ist der Verfasser in besonderem Maße berufen und befähigt, die ganze „Mutation der Bewußtseinsstruktur" zu verstehen und verständlich zu machen, die sich seit dem „großen Erdbeben" (nach E. Hirsch) ereignete, in welchem, hundert Jahre nach dem Zerbrechen der kirchlichen Einheit des Abendlandes, die aufkommende neuere Naturwissenschaft das alte Weltbild zerstörte. Nachdem er, an Anregungen von Jean Gebser anknüpfend, diese Wandlung geschildert hat, entfaltet Dolch „die Aussage des Thomas von Aquin über die Kausalität" und läßt ihr — anhand ausführlich kommentierter Texte von Descartes, Bacon und Newton — die Aussagen der Begründer neuzeitlicher Physik folgen. Schließlich vergleicht er die beiden Gedankenströme miteinander, indem er zunächst das Gemeinsame in den Aussagen jener drei Physiker ermittelt und es dann den thomasischen Gedanken gegenüberstellt.

Die eigentliche Triebkraft bei Thomas stammt aus der Erfahrung des persönlichen Heils bei Augustin. Konnte dieser von Gott sagen „Du aber warst tiefer in mir als meine eigene innerste Tiefe", so geht Thomas dieser Gegenwart Gottes bis in die niedrigste Substanz überhaupt nach, wo das Kausalitätsprinzip die Notwendigkeit schildert, mit der alles, was ist, von Gott her ist. Er allein verleiht die Kraft zu echter Wechselwirkung und Ursächlichkeit der Substanzen untereinander (also: die Ursächlichkeit der Ursachen). Die potentia der Substanz ist nämlich zu übersetzen als „potentia passiva", die bis ins Innerste gehende Ohnmacht. Diese kann nur Gott als die einzig eigentliche causa beheben, der das Seiende ins Sein anordnet und in diesem trägt. Dies geschieht durch die „forma", die den Dingen verliehene Gott-Abbildlichkeit, die der in sie hineingelegte Auftrag ist, wodurch sie am Wirken des ersten Wirkenden insofern teilhaben dürfen, als sie selbst Ursachen anderen Seins werden. So hat weder die Antike noch Descartes gedacht, denn nur kraft der Gottesbotschaft und der Erscheinung Gottes selbst in seiner Welt kann über diese Welt Letztgültiges gedacht und gesagt werden. Also nur, wenn man nicht bloß vom ersten Artikel ausgeht, sondern — mit Augustin — mindestens ebensosehr vom zweiten, kann man die Frage der Daseinskontingenz und die der Soseinskontingenz miteinander verbinden.

Dieser Zusammenhang verliert sich — und zwar nicht nur in der Naturwissenschaft, sondern ebenso auch in der Theologie — im 17. Jahrhundert, wo man die Frage nach der Daseinskontingenz (dem Grund für das nicht notwendige Sein des Seienden) vorwegnimmt, indem man meint, diese im gedanklichen Aufbau des Weltsystems an den Anfang stellen zu dürfen, womit sie von den Erörterungen über das Sosein (die der Naturwissenschaft überlassen bleiben müssen) „ausgeklammert" wird. Auf diese Vorwegnahme folgt dann bald das „Vergessen", obgleich sich die Fragestellung der neuzeitlichen Physik an einer Bruchstelle der thomasischen Weltansicht entzündete: nämlich an der „Seitenlinie der Zufallswirkungen", die sich neben der „Hauptlinie der forma-Wirkungen" bei Thomas findet. Eigentlich wollte die neue Naturwissenschaft also ergänzen und vervollständigen, erliegt dann aber der Versuchung der Verselbständigung. Der nachreformatorische Mensch weiß um die Gefährdung seiner selbst angesichts des *verborgenen* Gottes, und daher säkularisiert Descartes das ernste religiöse Ringen der Reformatoren zum denkerischen Ringen, wie man sichere Wahrheit finden könne, die über allen Zweifel erhabene Gewißheit schenkt und das ganze Gedankensystem zu einem sich selbst tragenden macht. Dazu verwendet Descartes zwar noch den Gedan-

ken an die vorangestellte Schöpfertätigkeit Gottes (gegenüber der Daseinskontingenz also), verliert aber eben mit diesem Schritt den Ausgang beim inkarnatorischen Denken, dem zweiten Artikel. Nach Bacon soll dann die Wissenschaft sowohl die Unschuld des Menschen wie seine Herrschaft über die Natur wieder herstellen, die beide mit dem Sündenfall verloren gingen; Wissenschaft soll Mittel für das Heil des sündigen Menschen sein, sicherste Medizin gegen den Hochmut derer, die Glauben und Wissen miteinander vermengten. Damit ist dem von Descartes gesetzten Ziel der messianische Charakter verliehen, der sich später vor allem in der Entwicklung der Technik entfaltet (Aufklärung, die an die Stelle des ursprünglichen Fernziels dies säkularisierte Letztziel innerhalb der Zeit stellt).

Bei Newton bricht die Gesamtheit des Wißbaren auseinander in den „unteren Raum" der zu erforschenden Phänomene (Soseinskontingenz) und den „oberen Raum" des zu verehrenden Unerforschlichen, und alles Aussagbare wird verwiesen in den unteren Raum des Rationalen, während der Akt der Anbetung (entsprechend dem Einfluß der Mystik bei Newton) nur noch Schweigen vor dem Unerforschlichen (der Daseinskontingenz) ist. Zwar ist noch für Newton die Ursache „der erkannte Beziehungszusammenhang, der die Ableitung des Phänomens gestattet, und noch etwas mehr", aber dieses „noch etwas" gehört einer anderen Dimension an: der Weg zu dieser causa der Daseinskontingenz wird von Schritt zu Schritt geheimnisvoller; wir wissen nur, daß sie da ist, erkennen sie aber nicht und können sie schon gar nicht erforschen (weil der Ausgangspunkt beim zweiten Artikel weggefallen ist!). Dieses Geheimnisvolle an der Ursache wird ausgeklammert, Ursache und Wirkung (in der bloßen Soseinskontingenz) werden auf die gleiche Ebene eingestuft, verhalten sich wie die beiden Seiten einer mathematischen Gleichung, wobei ihre Gleichheit noch der quantitativ messenden Prüfung unterliegen muß, so daß Newton richtiger von Wirkung und Gegenwirkung spricht, die einander entgegengesetzt und immer gleich sind. Newton erliegt der Anfechtung des genaueren Wissens um den „unteren Raum".

Sämtliche Begriffsverschiebungen lassen sich auf diese Weise ableiten, und die babylonische Sprachverwirrung zwischen beiden Gebieten läßt sich so aufklären.

Karl Theodor Jellinghaus

Kunstbücher in Reihen

Die Blauen Bücher. Albrecht Dürer als Zeichner. Einführender Text und Lebensdaten Dürers von *Johannes Beer.* 80 S. — Blumen der Alpen. Einführender Text von Josef Weiß. 16 S. Text, 48 farbige Tafeln. — Blumen der Berge. Einführender Text von *Josef Weiß.* 16 S. Text, 48 farbige Tafeln. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein/Ts. 1954, kart. je 4,80 DM.

Langewiesche-Bücherei. Der Veitsdom in Prag. Einführender Text von *Hans Werner Hegemann.* 1954, 48 Bildseiten, 7 S. Text. — Sanssouci. Einführender Text von *Ernst Gall.* 1954, 48 Bildseiten, 9 S. Text. — Orgeln. Einführender Text von *Walter Haacke.* 48 Bildseiten, 5 S. Text. Verlag K. R. Langewiesche, Königstein, Kart. je 2,40 DM.

Sammlung Parthenon. Ägyptische Plastik in Meisterwerken. Einführender Text von *Rudolf Anthes.* — Griechische Plastik der klassischen Zeit. Einführender Text von *Walter Schuchhardt.* — Die Kathedrale von Chartres. Einführender Text von *Willibald Sauerländer.* Hans E. Günther-Verlag, Stuttgart 1954, je 16 S. Text und 48 Bildtafeln, Halbln. je 7,80 DM.

Seit Jahrzehnten sind uns die *„Blauen Bücher"* als Volkskunstbücher ein Begriff. In einer erstaunlich vollendeten und zugleich preiswerten Gestalt führen sie uns die verschiedensten Themen hauptsächlich aus dem Bereich der deutschen Kunst vor Augen. Der neueste Band ist „Albrecht Dürer als Zeichner" gewidmet. Es gibt so viele Bücher über den Nürnberger Meister, daß man sich auf den ersten Blick fragen mag, ob eine Neuerscheinung berechtigt sei. Wenn man diesen neuen Band durchblättert, so erkennt man jedoch sofort, daß er einen Überblick über das Werk des zu Unrecht hinter den Maler und Graphiker zurückgestellten Zeichners bietet, wie wir ihn in einer so guten Zusammenstellung, einer so vortrefflichen, zum Teil farbigen Wiedergabe und vor allem zu einem so niedrigen Preis bisher nicht besessen hatten. So bietet dieser Band jedem Interessierten und besonders auch der Jugend die Möglichkeit, sich mit der Kunst des Zeichners Dürer zu beschäftigen. Zusammen mit der früher erschienenen Arbeit „Dürer als Maler" bildet dieser neue Band der „Blauen Bücher" einen echten „Volks-Dürer".

Erstaunlich farbecht wiedergegeben sind auch die „Blumen der Berge" und die „Blumen der Alpen". Man ahnt kaum, welche ungeheure Mühe hinter diesen ebenfalls überaus reichhaltigen beiden Bänden steht. In Holzschnitten wurden die einzelnen Pflanzen direkt nach der Natur in der alten Technik des Messerschnittes auf Birnbaum-Langholz ausgeführt. Jedes Blatt ist dann auf der Handpresse abgezogen und sorgfältig koloriert. So entstanden naturgetreue Abbilder der Natur, zugleich aber auch kleine Kunstwerke. Jeder Kunst- und vor allem natürlich auch jeder Naturfreund wird sich an diesen Bänden freuen.

Kleiner im Format und noch wohlfeiler sind die Bändchen der *Langewiesche-Bücherei*, die unter dem Motto „Das Gute für Alle" eine früher unter dem Titel „Der Eiserne Hammer" bekannte Buchreihe über große Bauwerke, Malerei und Graphik, Kunstgewerbe, Landschaft und Häusliches Leben weiterführt. Der bisherige Stil wird bewußt fortgesetzt. Von den drei neu vorgelegten Bändchen halten zwei die Erinnerung an Bauwerke wach, die heute für viele Deutsche unerreichbar sind, obwohl sie uns geographisch so nahe liegen und historisch eng verbunden sind: an den Prager Veitsdom und Sanssouci. Besonders interessant aber ist das Heft über „Orgeln", das neben den Freunden der bildenden Kunst auch die der Musik ansprechen wird. Ganzseitige Bilder zeigen, wie vier Jahrhunderte die Orgelbauten nicht nur organisch in die Kirchenräume fügten, sondern sie darüber hinaus zu eigenen Kunstwerken gestalteten.

Neu sind die früher in der Form von Kunstmappen verbreiteten Ausgaben der *„Sammlung Parthenon"* als Bildbücher in Kupfertiefdruck erschienen. Die Themen der drei ersten Bände sind nach dem Kriege auch durch andere Ausgaben bekannt geworden. Trotzdem löst die Sammlung Parthenon eine sehr lohnende Aufgabe, indem sie die entscheidenden Kunstperioden übersichtlich umfaßt und damit einem größeren Kreis erschließt. Denn wer diese fünfzig Bilder in ihrer Eigenart und Folge näher betrachtet und die kurzen Einführungstexte dazu liest, lernt das Werden und Wesen der Kulturen kennen.

So ersteht die ägyptische Plastik vor uns in ihren ersten unvergleichlichen Meisterwerken der Menschendarstellung. So bietet sich uns die griechische Plastik der klassischen Zeit in großartigen und zum Teil bisher unbekannten Schöpfungen der Hochzeit der antiken Bildhauerei. So führt uns der Band über das Chartreser Wunder in das mittelalterliche Gesamtkunstwerk. Leider sind besonders hier die Fotos aus verschiedenen Quellen und von unterschiedlicher Qualität. Einige ältere Aufnahmen geben einen falschen Eindruck und müßten durch Neuaufnahmen ersetzt werden. Das gilt vor allem von Bild 11, das die während des letzten Krieges eingesetzte Notverglasung zeigt und damit einen ganz unrichtigen Eindruck des Innenraumes der Kathedrale gibt. Am besten sind in diesem dritten Band die Detailaufnahmen des plastischen Schmuckes, und damit schließt er sich organisch an die beiden anderen an. Man kann nur wünschen, daß der Verlag diese Buchreihe fortsetzen und bis zur modernen Plastik und allgemeinen Kunst ergänzen wird.

Sepp Schüller

Im Zauberwald der Worte

Dylan Thomas, Unter dem Milchwald. Ein Spiel für Stimmen. Deutsche Nachdichtung von Erich Fried. Drei Brücken Verlag, Heidelberg 1954, 87 S, 8,80 DM.

Kein Hörspiel im gebräuchlichen Wortsinn hat Dylan Thomas, der früh verstorbene wallisische Lyriker, geschrieben, als er die Menschenschicksale der engen Hafenstadt Llareggub, die nirgendwo auf dem Atlas, aber überall auf der Weltkarte der Phantasie zu finden ist, verfolgte, zusammenfügte und dicht miteinander verwob. Eher ist „Unter dem Milchwald" ein in die Zeit gedehntes Hörbild, Hörpanorama eines Kleinstadt-Frühlingstages, der die Menschen lockt und löst und sich untertan macht. Es geschieht nichts Besonderes, der Alltag und die Allnacht spielen ihre Melodie von den ein wenig abgespielten Grammophonplatten des Lebens in Llareggub, die Sensationen finden nur in den Wünschen und Träumen statt. Doch in diesem „Spiel für Stimmen", das ursprünglich „Die verrückte Stadt" heißen sollte, ist die Sprache von ihrer Alltäglichkeit befreit (gerade in ihrem Spiegel erscheint die Normalstadt „verrückt"); der Hörer wird von einer Wortsensation zur nächsten geworfen, so daß er in Gefahr gerät zu taumeln und sich im üppigen Dschungel dieser satten, prallen, fruchtbaren Sprache zu verirren. Dem deutschen Rundfunkhörer wurde das Spiel, das jetzt in der gemäßen Nachdichtung von Erich Fried gedruckt vorliegt, vor einigen Monaten im Nachtprogramm geboten. Das ungemein Bewegte der Sprache, der schäumende Wellengang der Worte, der zuweilen bis zum Äußersten angespannte und anspannende Überschwang der ineinander verwobenen Stimmen und Bilder war dabei zuweilen kaum zu verfolgen. Gedruckt und damit aus der schnellen Abfolge, dem Zwang der Zeit herausgenommen, sind die feinen Verästelungen des Werkes, die immer wieder von der wuchernden Wortfolge überdeckt zu werden drohen, besser zu erkennen. Die in der Funksendung zuweilen erschreckend, zuweilen auch peinlich sich vordrängenden erotischen Bilder und Stimmungen, ein Teil dieses die Planschbecken der Gewohnheit breit überspülenden Stroms von Gesichten, erscheinen zudem hier

zurückgenommen und von der Ironie gehalten, die das ganze Stimmenspiel durchdringt. Es gehört etwas Mut dazu und recht viel Muße, in diesen Zauberwald der Worte einzudringen; er lohnt aber das Wagnis, weil in seinem Schatten zwischen gemeinem Kraut der Sprache eine Fülle von Zauberblüten gedeiht — Blüten, die Verborgenes aufschließen können. Kay Hoff

Gewalt der Bilder

Willy Kramp, Wenn ich es recht bedenke. 1955. — *Anton Tschechow*, Der Fährmann Jeronim. 1954. Furche-Bücherei Bd. 109 und 111. Furche-Verlag, Hamburg, je 45 Seiten, 1,80 DM.

In den besinnlichen Betrachtungen, die Kramp bescheiden „kleine Traktate" nennt, werden einige Kernprobleme unseres modernen Daseins gestreift. Die Hast und Ungeduld des heutigen Menschen etwa, der von Eindruck zu Eindruck, von Bild zu Bild jagt, weil er „die Bilder, die das Leben selbst uns darbietet", nicht mehr aufzunehmen vermag. Oder die Selbstrechtfertigung, die aus Irrtum, Täuschung und Wahn erwächst, oder das abgelöste, leer gewordene Wort, das lebenzerstörend wirkt — Erscheinungen, die uns vom unmittelbaren Dasein trennen. Am wesentlichsten scheint uns die kleine Abhandlung „Von der Gewalt der Bilder", in der Kramp von den uns verloren gegangenen Ur- und Leitbildern spricht und zu der Einsicht kommt, wir müßten, wenn wir sie wiedergewinnen wollen, an die Quelle zurückkehren, aus der sie einst erstanden sind: nämlich zum Evangelium. „Die Erneuerung unserer Urbilder wird dann geschenkt werden, wenn es einige Menschen in unserem Volk geben wird, die sich zum Bild des Jüngers Christi erschaffen lassen. Das geschieht nicht durch ‚christliches Denken', nicht durch Theologie, sondern es geschieht durch einen Akt ganzer, immerwährender Hingabe an den lebendigen Gott . . . Das Urbild, das Gott uns heute neu schenken will, ist die Gestalt des Jüngers."

Kramp versteht es, seine gedanklichen Überlegungen an menschlichen Begebenheiten zu verdeutlichen und lebendig zu machen, von denen manche unvergeßlich sind.

Das zweite Furche-Bändchen enthält drei großartige russische Erzählungen, die dem Band „Meisternovellen" von Anton Tschechow (Manesse-Verlag, Zürich) entnommen wurden. Voll des Geistes östlicher Geduld und Menschlichkeit, die ihre Kraft aus der Verbundenheit mit Gott und der Schöpfung bezieht, und meisterhaft komponiert, geben sie einen Eindruck dessen, was wir den großen Russen verdanken. A. D.

Die Freiheit im Irrenhaus

Mario Tobino, Die Frauen von Magliano oder die Freiheit im Irrenhaus. Übersetzt von Charlotte Birnbaum. Claassen-Verlag, Hamburg 1955, 200 S., 9,80 DM.

Der Irrenarzt Mario Tobino führt uns in diesem Tagebuch mit erschreckender Unmittelbarkeit in die Welt des Wahns und der Sinnestäuschungen der so geheimnisreichen und dämonischen Geisteskrankheiten. „Was bedeutet das: verrückt sein? Warum sind Menschen verrückt? Eine Krankheit, von der man weder Ursprung noch Ablauf kennt, weder, warum sie aufhört, noch warum sie weiterwütet", so sieht es Tobino. Aber, er sieht auch die Wurzeln des Wahns in der besonderen und persönlichen Geschichte der Befallenen: „Jeder kommt dahin durch ein Leben, das so nur er durchlebt hat." Störungen der zwischenmenschlichen Beziehungen, Erfahrungen, denen die Seele nicht gewachsen ist — sie stehen hinter dem Irrsinn der Frauen von Magliano, der die einen in kindlich heitere, die anderen in unvorstellbar grausame und tragische Bereiche entrückt.

„Draußen ist Leben, Schönheit, lachende Freude; hier sind tausend eingeschlossen, Irre, Gefangene ihrer Wahnvorstellungen, verschwitzt, schmutzig, arm . . . Fast alle leben sie im Hemd, lauter Don Quichote, die kein Mensch liebt . . .

Ich bin drei Tage in Rom gewesen und kehre nun ins Irrenhaus zurück. Erst wenige Minuten bin ich hier; feuchte Tollheit, Kälte, Hirn und Herzen zugeschlossen, Jammer wie Vögel, wenn sie an den Flügeln verletzt, auf einem Zweig warten, wobei ihr Blick ganz ohne Hoffnung ist. Alles habe ich wieder vorgefunden: Menschen wie steifgefrorene Stengel, Worte ohne Blut, Gesichter ohne Religion, völlige Unwissenheit, völlige Leugnung dessen, daß es auf der Welt Großmut gibt. So im Irrenhaus von Lucca und ebenso in den Irrenhäusern, die in allen Teilen der Welt versteckt liegen."

Das sind furchtbare Bilder. Am erschütterndsten aber sind die Aufzeichnungen über die Gewalttätigen, die in die Zelle gesperrt werden müssen:

„Wie die Tiere in den Höhlen, diese fröstelnden Frauen in den Zellen; weil sie alles zerreißen und nicht aufhören würden, zu zerfetzen und zu zerbrechen, was man ihnen in den Händen läßt, kann man ihnen weder Bett noch Matratze geben, nicht einmal Laken oder Decke; und so leben sie ‚auf den Algen', auf jenem Seetang, dessen Bärte um manche Klippen wogen. Daran können sie zerren, soviel sie wollen. Dann hängen ihnen die Fäden im Haar, dringen zwischen die Lippen, in den Mund, und wenn die Kranke wirklich tobt, werden die Algen

in der ganzen Zelle umhergestreut; fröstelt sie dann, so wirft sie alles auf einen Haufen und steckt sich hinein.

Nackt in der Zelle auf den Algen, sagt einem dann die Schwester."

Und doch gibt es einen Trost in diesem Elend. Tobino sagt, daß der Geistesgestörte in der Zelle *frei* ist: „Er schwenkt ohne Unterlaß die Fahne seiner Tollheit, die Zelle ist das Reich, wo er sich selbst offenbart — was ja den Menschen aufgegeben ist."

Furchtbar sind die Leidenschaften, die hier im Irrenhaus nackt und brutal ans Tageslicht drängen: die Schamlosigkeit, die erotische Gier, der hemmungslose Sexus, die Lust am Zerstören, ja, am Bösen schlechthin. Tobino spricht von diesen Dingen gewiß nicht aus Sensationslust in solcher Offenheit und Kraßheit — eine Quelle für unsaubere Geister will sein Buch nicht sein und ist es nicht. Der Verfasser entdeckt — manchmal schaudernd, in seinen Kranken vielmehr die Untiefen des menschlichen Herzens in einer Unmittelbarkeit, die auch den gesunden Menschen spüren läßt, wie gefährlich die willenlose Hingabe an seine Leidenschaften ist. Der Irre ist nicht mehr Herr über sie; dem Normalen aber ist ihre Bändigung aufgegeben.

Aber nicht alles, was Tobino erzählt, ist hart und grausam. Es gibt auch die „Stillen" in den Irrenhäusern, deren Wahnvorstellungen ihnen oft ein helles kindhaft-glückliches Leben bescheren. Und es gibt in Magliano die Lella, die fünfzehn Jahre lang Dienst in der Arzt-Abteilung tut, mit einer Liebe und Treue und Umsicht, die ihresgleichen kaum hat in unserer normalen Welt. Aber, dann muß sie wieder „hinein", in die Hölle der Irren — und hier empört sich Tobino, weil die Gründe hierfür recht fadenscheinig sind —, und noch auf der Beobachtungsstation erweist sich die Liebeskraft der Lella in der Heilung eines armen verwirrten Mädchens, deren sie sich mit voller Hingabe annimmt. „Lella wird immer, wenn sie Gelegenheit hat zur Liebe, die überall wohnt, auch im dunkelsten Flur, tätig sein: ein Geschöpf Gottes, das Liebe lehrt und sie nicht verrät — ob ihr auch alle ihren Wert absprechen."

Der Arzt Tobino, der diese Worte über eine Schwachsinnige sagt, er müht sich um die armen ihm anvertrauten Kranken, und er liebt sie in aller ihrer Entstelltheit und Häßlichkeit; er dient ihnen mit Geduld, Verständnis und Anteilnahme. Nicht immer ohne Anfechtungen, gewiß. Manchmal greift ihre fremde Welt nach ihm und will ihn verschlingen:

„Einen Schmerz, stark wie ein Sturm, habe ich soeben überwunden. Jetzt ist meine Seele ruhig, ich lächle, aber vorhin rief ich, im Bett zusammengerollt, meine Mutter an; der Kopf hämmerte mir, rings um mich war grauenvolle Einsamkeit, entsetzliche Bilder von irren Gesichtern, irren Gefühlen, Irrwahn, der sich zu Taten anschickte. Davon war ich ganz umringt; Eis umkältete mich, und ich hatte nur noch Kraft zum Stöhnen."

Und einmal steht da der Aufschrei: „ich weiß ja gewiß, daß es Gott gibt..."

Dieses Wissen seines von der Qual des Mitleidens und von der Last der Verantwortung manchmal verzweifelten Herzens ermöglicht dem Dr. Tobino wohl jene zutiefst menschliche und liebevolle Haltung zu seinen Geisteskranken, in der sich zugleich eine neue Einstellung zum Phänomen des Wahnsinns überhaupt ausdrückt. Über diese Dinge hat man in den letzten Jahren viel nachgedacht und geschrieben. Tobino aber — und das ist mehr — setzt dafür sich selbst ein. Und niemals empfindet er auch nur die leiseste Überheblichkeit des Gesunden, Normalen gegenüber den Wahnsinnigen. Er versucht hinter die Gesetze ihres Daseins zu kommen, und er ahnt den Sinn im Unsinn. Das alles macht dieses Buch, trotz vielen entsetzlichen Einzelheiten, beinahe tröstlich.

Tobino ist übrigens nicht nur ein genialer Arzt, sondern auch ein wirklicher Dichter. Es ist ein Genuß, seine weiträumige Prosa mit ihren klaren, anschaulichen, oft unvergeßlichen Bildern und ihren lyrischen Passagen zu lesen.

Anneliese Dempf

Don Camillo in Schweden

Axel Hambraeus, Der Pfarrer in Uddarbo. Zwingli-Verlag, Zürich 1954, 337 S., Ln. 12,40 DM.

Es scheint so, als ob der Don Camillo die Gestalt des volkstümlichen, originellen, schlagfertigen Pfarrers in die moderne leichtere Romanliteratur eingeführt hätte. Auch der schwedische Pfarrer von Uddarbo ist solch ein liebenswerter Mensch, der seine eigene Vorstellung von der Verkündigung des Reiches Gottes hat. Unberechenbar und frei von allen Vorurteilen versieht er seinen Dienst, und man kann beim Lesen nicht umhin, immer wieder laut aufzulachen. Ein fröhliches christliches Buch, das sich auch zum Vorlesen eignet. Dem Übersetzer möchte man raten, es mit den Fällen und Formen unseres geliebten Deutsch ein wenig genauer zu nehmen. A. B.

RANDBEMERKUNGEN

Respekt vor dem Tanzlehrer

In der Bundesrepublik unterrichten rund tausend Tanzlehrer, und jedes Jahr besuchen bei ihnen mindestens 250 000 Jugendliche die „Tanzstunde". Das heißt, eine Viertelmillion junger Mädchen und heranwachsender junger Männer, die einen scheu, die anderen keck, erleben unter der Führung dieser Tanzlehrer die erste gesellige Begegnung mit dem anderen Geschlecht, übernehmen die Rhythmik der Musik, die zum Tanz aufgespielt wird, in ihre Seelen und Körper und erhalten die von den Elternhäusern so oft vernachlässigte Erziehung zu den (hohlen oder gültigen?) Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Je nach den Erfahrungen, die die jungen Menschen in der Tanzstunde machen, bauen sie ihre ersten „Mikos" auf oder gewinnen ihre ersten Befreiungen. Der Tanzlehrer hat also in unserer Gesellschaft eine recht verantwortliche Stellung.

Trotzdem sieht man ihn in kirchlichen Kreisen zuweilen etwas über die Achsel an. Da gibt es Ärger, weil sich Tanzstunde und Konfirmandenstunde überschneiden, und man nimmt es dem Tanzlehrer übel, daß er sich kaum im Gottesdienst oder in der Bibelstunde sehen läßt. Eine Reminiszenz der mittelalterlichen „unehrlichen" Berufe stellt sich ein. Aber sollte man da nicht bedenken, daß der Tanzlehrer durch seinen Beruf ein Mensch ohne Feierabend ist? Gehen andere zur Bibelstunde, so hat er seine Tanzstunde abzuhalten; gehen andere zur Kirche, so ist er übermüdet von dem Abtanzball in der Sonnabendnacht. Und doch hat der Tanzlehrer so viele seelische Nöte zu durchstehen, daß er eines liebevollen Verstehens bedarf. Andern ein Fest zu gestalten, während es einem selbst womöglich gar nicht festlich zumute ist, alt zu werden, während man unter der Herrschaft des Jugendlichkeitsideals steht, als Erzieher junge Menschen zu führen, die einem dann doch entgleiten und wenig Dank wissen! Die Sorge um die soziale Sicherheit ist nicht gering, und heute übernimmt sich der Tanzlehrer in einer Überzahl von Kursen, weil er schon mit Sorge auf die kommenden geburtenschwachen Jahrgänge blickt, die sein Verdienst mindern werden. Im Ringen mit der Konkurrenz muß er den äußeren Aufwand übersteigern; denn die Menschen legen oft mehr Wert auf die Eleganz der Räume als auf die qualifizierte Erzieherpersönlichkeit des Lehrers. Sollte ihm da die Kirche nicht mit mehr Verständnis seelsorgerlich nachgehen? Wie bei jedem Menschen ist es auch beim Tanzlehrer nicht gleichgültig, ob er seine Arbeit gesegnet oder ungesegnet tut. Wo man so vielen jungen Menschen Leitbild des Benehmens sein muß, ist man selbst des gültigen Leitbildes bedürftig.

Aber nicht nur für den Tanzlehrer, auch für den Tanz als solchen fehlt zuweilen das rechte Verständnis. Was ist denn das Wesen des Tanzes? Freude an einer Bewegung des Körpers, an der die Seele Anteil hat; ein Sichfinden in bestimmten Rhythmen; ein ungezwungenes Spiel, das einen aus dem belastenden Vorher und Nachher herausnimmt. Er verbindet also Urphänomene des Lebens, die mit der Schöpfung Gottes selbst gesetzt sind. Nach heidnischer Auffassung war der Tanz ein Kultakt; die christlich bestimmte Welt hat ihn säkularisiert. Wäre der Mensch gut, so könnte das Tanzen auch gut sein. Es ist nicht das Tanzen, was den Menschen schlecht macht; aber es kann der Mensch sein, der das Tanzen schlecht macht. In einer Gesellschaft, die zwischen schuldhafter Zerstörung und göttlicher Wiederherstellung lebt, ist er keineswegs aus der Gefährdung herausgenommen, wenn er das Tanzen einstellt. Weder sollte man, wie der Pietismus, innerhalb des von der Gnade Gottes bestimmten Lebens der Kreatürlichkeit ihren Platz verweigern, noch jenem Pfarrer folgen, der in seiner Gemeindejugend den Tanz als Ausdruck der christlichen Erlösungsfreude üben läßt und damit auf eine andere Ebene schiebt. Hier gilt die lutherische Lehre von den „Adiaphora". Ein Christenmensch hat die Freiheit ebensowohl zum Tanze wie zur Abstinenz vom Tanz. „Glaube und Liebe", sagt Luther, „lassen sich nicht austanzen (durchs Tanzen auslöschen); so du keusch und mäßig dabei bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde, das tue auch und tanze wie ein Kind, so schadet dir das Tanzen nicht. Sonst, wo Tanz an sich selbst Sünde wäre, so müßte man es ja den Kindern auch verbieten."

Manche sind durch die neuen Rhythmen des Boogie-Woogie und der jetzt vordringenden lateinamerikanischen Tänze: Samba, Rumba und Mambo beunruhigt. Man kann

das verstehen, darf aber doch wohl solche konservativen Empfindungen nicht einfach als Ausdruck besonderer Christlichkeit ansehen. In einer Zeit starker internationaler Kommunikation läßt sich kaum etwas daran ändern, daß auch die modischen Tänze über die ganze Welt gehen. Die Volkstanzpflege und die Entwicklung neuer deutscher Kontra-Tänze im Jugendhof Barsbüttel haben demgegenüber bisher nicht mehr zustande gebracht als eine Art „Naturschutzpark" für Jugendpfleger. Die Tanzlehrer aber sind ernstlich darangegangen, die „wilden" Tänze des Auslandes einzufangen und zu veredeln. Bei der Fachtagung des ADTV in Bad Kissingen studierten vor kurzem dreihundert Tanzlehrer den von Monsieur und Madame David aus Lyon meisterlich vorgetanzten originalen Mambo und entschlossen sich dann, einen an das deutsche Temperament und die Eigenart unserer Kapellen angepaßten Mambo zu empfehlen, den der Darmstädter Tanzlehrer Bäulke nach einem Studium der 32 schon bestehenden Mambo-Arten erarbeitet hatte. Jedenfalls: der Lehrer kann die Tanzbewegungen in unserem Volke weder bremsen noch kreieren, er kann nur vorsichtig lenken. Daß er das mit Ernst tut, ist ihm zu danken.

Auch im Kampf gegen den sogenannten „Bums" ist der Tanzlehrer der beste Bundesgenosse. Sein Tanzsaal ist, von seiner persönlichen Fürsorge überwölbt, im buchstäblichen Sinn ein „behüteter Raum", wie die Pädagogen zu sagen pflegen; und das ist es ja gerade, was den wirklichen Tanz vom „Bums" unterscheidet. Daß der Bums überhand nehmen konnte, liegt einfach daran, daß die Gesellschaft nicht mehr wie in früherer Zeit fortsetzt, was die Tanzstunde eingeleitet hat, d. h. daß sie keine Gelegenheiten mehr bietet, wo die jungen Menschen sich zum Tanz treffen können. Sollten nicht Tanzlehrer und Pfarrer gemeinsam den geeigneten Familien sagen: „Tut euer Haus auf!"? Sollten nicht auch die kirchlichen Lehrlingswohnheime der Industriegebiete den Tanz in ihr eigenes Haus ziehen, damit die Begegnung der Lehrlinge mit den jungen Mädchen nicht ins Heimliche und Dunkle abgedrängt wird? Sollten wir nicht auch für eine Änderung der Steuergesetzgebung eintreten, die mit ihrer quadratmeterweisen Versteuerung der Tanzfläche die engen Tanzböden verschuldet? Die Zeit geht zu Ende, in der die tanzenden Paare aneinander klebten. Wir sind ja ganz allgemein dabei, unsere „Abstände" zu den anderen Menschen zu überprüfen, und beginnen zu erkennen, daß die partnerschaftliche Auffassung der Gemeinschaft Distanz fordert. Diese heilsame Entwicklung, die sich auch im Tanze entfalten will, wird durch die viel zu kleinen Tanzflächen gehemmt, die den Tanz zum Bums machen.

In aller Stille hat die Tanzlehrerschaft übrigens begonnen, sozial ausgleichend zu wirken, und zwar im Bereich der Umgangsformen. Einst hatte das gute Bürgertum die in der Aristokratie entwickelte Gesittung übernommen und weiterentwickelt. Jetzt aber ist es der Tanzlehrer, der — motorisiert — die Dörfer aufsucht, um dort mit dem Tanz „Anstand" zu unterrichten. Aber nicht nur der Bauer wird auf das Gesittungsideal des Bürgertums gelenkt, sondern auch der Arbeiter. Eine Kieler Tanzschule hat seit drei Jahren besondere „Lehrlingskurse" eingerichtet und nimmt in ihnen die Arbeitersöhne, die noch mit betont „proletarischen" Sitten kommen, in dieselbe Anstandserziehung wie die höheren Schüler. Die Eltern kommen mit, das Vorstellen wird geübt, der Blumenstrauß, die Hände aus der Hosentasche, die zugeknöpfte Jacke. Was könnte mehr zur inneren Versöhnung beitragen als diese Hineinführung aller in das Traditionsgut der „bürgerlichen" Umgangsformen? Wenn der Tanzlehrer dem entgegenwirkt, daß ein junger Mensch den ganzen Abend nur mit einer Partnerin tanzt, wenn der körperlich Benachteiligte ritterlich mit in die Gemeinschaft einbezogen wird, so geht von solchen äußeren Formen doch auch eine Wirkung auf das Zentrum des Menschen aus. Der Christ weiß ja, daß das Händefalten und Kniebeugen ein Gebet ermöglichen kann und daß das Abnehmen der Mütze beim Gang durch das Kirchenportal die Ehrfurcht vor dem Heiligen stärkt. Unsere Generation ist unsicher in ihrem Verhalten und hat ein erstaunliches Bedürfnis nach Unterrichtung in den Lebensformen. Das beweist z. B. der Absatz der neuen „Benimm"-Bücher. Der ADTV prüft nun durch seinen neu gegründeten „Fachausschuß für deutsche Umgangsformen" diese unkontrollierten Buchpublikationen mit ihren oft unzureichenden und konträren Richtlinien und arbeitet an einer neuen Normierung der Umgangsformen.

Der deutsche Tanzlehrerstand hat seine Traditionen. Es gibt Tanzschulen, die fünf Generationen lang von einer Familie geführt wurden. Unsere alt-bürgerlichen Häuser fühlen sich ihrer Tanzschule zugehörig wie ihrem

Hausarzt. Man findet nicht wenige Namen der Aristokratie unter den Tanzlehrern; damit kommt diesem Stand die ererbte gesellschaftliche Sicherheit und das Taktgefühl des Adels zugute, dem die „historischen" Berufsmöglichkeiten in Landwirtschaft und Militär eingeengt wurden. Auffallend aber ist der Zustrom zu diesem Beruf aus dem deutschen Mittelbürgertum, das mit seiner etwas engen Moralität in der Tanzwelt einige Beängstigungen hinnehmen muß. Besser so als umgekehrt.

In der Selbstkritik sagen die Besten dieses Standes: „Nahezu die Hälfte der Unseren besitzt nicht die Qualifikation, die man von einem Tanzlehrer verlangen müßte. Da bringt man den Schülern für Geld die Schritte bei; aber man ist nicht der Mensch mit echter erzieherischer Berufung." Darum müßte das Bemühen, dem Stande der Tanzlehrer ein klareres Profil zu geben, respektiert werden. Es wäre in erster Linie Sache der Berufsorganisation. Leider gibt es in der Bundesrepublik zwei Standesorganisationen, die sich aus bestimmten menschlichen Motiven nicht zusammenschließen: der „Allgemeine Deutsche Tanzlehrer-Verband" zählt 838 Mitglieder, der „Bund Deutscher Tanzlehrer" bloß 130.

Ohne Zweifel ist es das Ziel, den Stand dadurch zu heben, daß strengere persönliche Maßstäbe und eine bessere pädagogische und psychologische Ausbildung für die Zulassung zum Tanzlehrerberuf verlangt werden. Nicht jede der 15 Ausbildungsschulen, die in der Bundesrepublik bestehen, leistet Befriedigendes, obwohl die Ausbildung rund 2500 D-Mark kostet.

Die Seelsorger arbeiten, wo es um den Menschen geht, mit dem Psychiater, mit dem Arzt, mit dem Gewerkschaftler zusammen. Sollte nicht auch eine Zusammenarbeit zwischen den christlichen Jugendführern und den Pfarrern einerseits und den Tanzlehrern andererseits möglich sein? Es wird in der Seelsorge Fälle geben, wo man einem jugendlichen Menschen, der ohnehin durch die moderne Reizüberflutung, mehr noch durch das Leben in den Tanzrhythmen gefährdet ist, vom Tanze abrät, aber auch andere, wo man der Züchtung des modernen Leistungsmenschen entgegenwirkt, indem man dem Heranwachsenden einen Raum für Spiel und Tanz öffnet, und wo man kontaktarmen Typen zum Tanze rät, um psychopathischen Mißbildungen vorzubeugen. Der Tanzlehrerverband hat zu seinen Fachtagungen 1953 den katholischen „Tanzkaplan" Geyer und 1955 den Studienleiter einer Evangelischen Akademie zu einem theologischen Vortrag herangeholt. Aber Pfarrer und Tanzlehrer sollten nicht nur an der Spitze, sondern auch örtlich zusammenarbeiten.

Friedrich Heyer

Fasse Dich kurz!

Schon wegen seiner gediegenen Ausstattung — Ganzleinen mit Goldprägung — werde man den Band gern in seine Büchersammlung einreihen, verspricht der Prospekt, der da das Allerneueste an Literatur ankündigt: den Auswahlband. „Vier Erfolgsbücher in einem Band" gibt es für 8,80 DM, mehr als 500 Seiten, die noch dazu mit vielen farbigen Illustrationen geziert und angereichert sind. Welcher Bücherfreund könnte da widerstehen?

„Für eine gute Mischung ist gesorgt: Liebe, Reise und Abenteuer, Erlebnisberichte, Ernstes und Heiteres, die Welt des Geheimnisvollen — kurz, alles, was Menschen bewegt — werden in einer Form dargeboten, die die Lektüre zu einem erlesenen Genuß werden läßt". In welcher Form? In Kurzform!

„Sie können die vielen tausend Bücher, die in jedem Jahr erscheinen, nicht alle lesen. XYZ wählt für Sie die interessantesten aus und bietet sie Ihnen in konzentrierter, packender Form, die den Stil des Autors und das Wesentliche eines jeden Werkes sorgfältig wahrt". Literatur nach der Telefonzellenformel „Fasse Dich kurz!" — dieses Kolumbus-Ei für geistig noch interessierte Manager ist in den USA entdeckt und anscheinend mit solchem Erfolg erprobt worden, daß auch wir damit beglückt werden: auch der gehetzte Wirtschaftswunder-Deutsche soll in seinen kurzen Mußestunden wertvolle Lektüre genießen und sich dadurch literarisch weiterbilden können. Vierteljährlich wird ein Auswahlband erscheinen, der jeweils mindestens vier Bücher enthält — vielleicht auch mehr, ganz wie die Kürzungskunst vorangetrieben wird. Alle Freunde guter Literatur, so versichert der Prospekt, werden diese Auswahlbücher als „Bereicherung des Buchmarktes" begrüßen.

Dann bliebe nur die Frage, warum wohl die Autoren nicht von vornherein so kurze Bücher schreiben, wie sie dem Geist unserer Zeit angemessen sind?

Kay Hoff

Vom Wochenlohn zum Jahreslohn

Auf dem Weg der Entproletarisierung des Industriearbeiters bedeutet das Abkommen, das die Fordgesellschaft und die Gewerkschaft der Automobilarbeiter am 8. Juni 1955 in Detroit auf drei Jahre abgeschlossen haben, mehr als einen Meilenstein. Es stellt zum ersten Mal den Grundsatz auf, daß das Unternehmen für seine Arbeiter auch dann finanzielle Verpflichtungen übernimmt, wenn sie durch seine Kündigung arbeitslos werden. Nach diesem Abkommen, das unter dem Schlagwort „Der garantierte Jahreslohn" oder „Der garantierte Arbeitsplatz" gelaufen ist, hat jeder Arbeiter, der zwei Jahre bei Ford war und dann aus Gründen, die nicht bei ihm liegen, ganz oder vorübergehend entlassen wird — was bei dem Saisonbetrieb der Autobranche üblich ist, bis neue Modelle aufgelegt sind —, Anspruch auf eine wöchentliche Entschädigung, die in den ersten vier Wochen 65, für die nächsten 22 Wochen 60 Prozent seines bisherigen Wochenlohns ausmacht. Die Entschädigung setzt sich zusammen aus der normalen Arbeitslosenunterstützung des Staats und aus Zahlungen der Fordgesellschaft. Das ist nicht das, was die Gewerkschaft gefordert hatte, aber im Prinzip ist damit anerkannt, daß die Lohnkosten künftig nicht mehr auf Wochen-, sondern möglichst auf Jahresbasis zu berechnen sind, wodurch mit der Zeit aus dem Wochen- der Jahreslöhner werden wird. Der energische und kluge Gewerkschaftsführer Walter Reuter hatte gefordert, daß der entlassene Arbeiter 52 Wochen lang 80 Prozent seines Wochenlohns aus Arbeitslosenunterstützung des Staates und des Werkes erhalte. Er gab sich mit dem halben Laib zufrieden, ist aber entschlossen, den ganzen zu holen. Da niemand die finanziellen Folgen des Abkommens ganz ausloten kann, hat sich die Fordgesellschaft dadurch gesichert, daß sie sich nur verpflichtete, pro Arbeitsstunde 5 Cents in einen Fonds zu zahlen. Ist er erschöpft oder wird er kleiner, so sinkt auch die Arbeitslosenhilfe der Gesellschaft an den einzelnen. Sie rechnete aus, daß mit einer weiteren Lohnzulage von 6 Cents und erhöhten Pensionszahlungen ihr Lohnbudget um 10 Prozent steigen wird.

Die Gewerkschaft muß allerdings noch die einzelnen Staaten der USA dazu bringen, die Regelung anzuerkennen. Denn ähnlich wie bei uns werden drüben die Arbeitslosenunterstützungssätze gekürzt oder ganz gestrichen, wenn der Arbeiter vom Arbeitgeber zusätzliche Unterstützung erhält. Da die meisten Staaten konservative Mehrheiten haben, wird es hier zu Auseinandersetzungen kommen. Auch die Wirtschaftler und Soziologen müssen die Vor- und Nachteile dieser Regelung noch sorgsam prüfen. Wie wird sie sich etwa auf die Beweglichkeit der Arbeitskräfte oder die Tendenz zur vollautomatischen Fabrik auswirken? Die kleinen Firmen fürchten, daß sie zum Zusammenschluß gezwungen wären, wenn sie ebenfalls zum Halbjahres- oder Jahreslohnprinzip übergehen müßten. Und zweifellos wird das Beispiel Fords Schule machen. Was hier geschah, haben General Motors bereits übernommen. Andere Autofabriken und schließlich alle Industrien werden folgen, die irgendwie dafür geeignet scheinen, vor allem die Stahl-, die chemische und die Gummiindustrie. Von Amerika wird die Bewegung auf Europa übergreifen und zusamen mit der angestrebten 30-Stundenwoche in den USA und der 40-Stundenwoche in Europa die Thesen von Karl Marx und seinen Propheten so gründlich widerlegen, daß tiefgreifende Wirkungen auch auf die kommunistische Welt nicht ausbleiben können. In Amerika geht das Zeitalter der reinen Lohnkämpfe zu Ende. Es hat dort sowieso nie ein Proletariat im europäischen Sinne gegeben. Jetzt ist der amerikanische Industriearbeiter endgültig der Aristokrat seines Standes in der Welt. Als Halbjahrs- und bald Jahreslöhner ist er bereits dabei, den Status des Angestellten de facto zu überschreiten, und man kann ziemlich sicher voraussagen, daß er mit der Zeit eine Art privater Beamter werden wird, mit allen Wohltaten, aber mit weniger Nachteilen, als sie diesem Status sonst eignen. Jedenfalls gibt ihm das Abkommen von Detroit erhöhte soziale und wirtschaftliche Sicherheit, Respektabilität und Einfluß. Auch sonst hat Amerika, was die Sicherung des Arbeitsplatzes, des Lohns und des Alters sowie den Schutz bei Krankheit und Invalidität anlangt, in vielen Betrieben die soziale Gesetzgebung Europas bereits überholt.

Wäre es möglich, das Detroiter Abkommen und andere Errungenschaften des freien amerikanischen Arbeiters und seiner Gewerkschaften den Arbeiter- und Bauernmassen Rußlands unverfälscht zur Kenntnis zu bringen, so hätte der Westen eine Waffe, die stärker sein könnte als die Atomrüstung. Denn dieses Abkommen sowie die 40- bis 30-Stundenwoche wurden in freier Auseinandersetzung zwischen Unternehmern und

Gewerkschaften ausgehandelt, ohne staatlichen Eingriff, ohne Polizeidruck, aber mit viel gutem Willen. Auf dieser Grundlage wächst der hohe Lebensstandard des amerikanischen Arbeiters, mit dem sich im kommunistischen Bereich noch nichts vergleichen läßt. Hoffentlich kann sich die hier brach liegende Anziehungskraft des Westens in dem beginnenden Prozeß der Entspannung auswirken.

Daß ein Unternehmen seine Verantwortung für seine Arbeiter auch in der Zeit der Arbeitslosigkeit anerkennt, ist, menschlich und ethisch gesehen, ein weiterer Schritt auf dem Weg zur echten sozialen und menschlichen Verantwortung, ein hoffnungsvolles Zeichen, daß der Kapitalismus noch fähig ist, in Freiheit Werke zu tun, die ihn sittlich rechtfertigen. Wobei allerdings fraglich wird, ob man noch von „Kapitalismus" sprechen kann. Denn hier wurde in aller Stille ein weiteres Stück „Sozialismus" in die kapitalistische Lebensform eingebaut. Der private wie der staatliche Arbeitgeber sehen sich eben gezwungen, sich der Wirklichkeit der Technik, der Massenproduktion, der menschlichen und finanziellen Zusammenballung mehr oder weniger anzupassen. Was dann Ost und West immer noch und immer aufs neue unterscheidet, ist die Frage der Freiheit und Würde des Menschen. Sie wurde bei Ford dadurch gewahrt, daß das Abkommen in Freiheit zustande kam und daß es immer noch greifbare, sozusagen private Menschen sind, die hier selbstverantwortlich handelten. Wenn Wohlstand, Sicherheit und Zeit die Voraussetzungen dafür sind, daß der Mensch ein menschenwürdiges Leben nicht nur für sich und vor anderen Menschen, sondern auch vor und mit Gott führen kann, so wird es dem amerikanischen Industriearbeiter bald nicht mehr an ihnen fehlen. Dann muß sich zeigen, ob ihn die körperliche und geistige Anstrengung, die es ihn kostete, diesen Lebensstandard zu erringen, nicht schon so verbraucht hat, daß er auf dem Wohlstand müde liegen bleibt, und ob er seelisch und geistig so mitwächst, daß das Gleichgewicht zwischen innerem und äußerem Lebensstandard in Ordnung bleibt oder wiederhergestellt wird. Karl Megerle

Zwiesprache

Reinhold *Schneiders* umfangreichstes Geschichtswerk „Das Inselreich", das in unserem Leitartikel zitiert wird, wurde in seinem Erscheinungsjahr 1936 sehr bald unterdrückt, ist nun aber vor kurzem im Insel-Verlag, Wiesbaden, in neuer Auflage erschienen (1955, 578 S., 18,— DM); es handelt von „Gesetz und Größe der britischen Macht". Zu dem Thema „Ideen, Ideale und Ideologien" sei auf eine Broschüre von Werner *Knuth* hingewiesen, die sich durch eine klare Begriffsbestimmung auszeichnet (Holsten-Verlag, Hamburg 1955, 104 S., 4,50 DM).

Das Wort aus dem Referat von Eberhard *Müller* von der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland zu Espelkamp auf Seite 509 ist zitiert nach der Broschüre, in der Klaus von *Bismarck* die Reden und Entschließungen dieser Synode zu dem Thema „Die Kirche und die Welt der industriellen Arbeit" zusammengefaßt hat und die schon in 2. Auflage vorliegt (Luther-Verlag, Witten 1955, 79 S.). Material zu der Frage „Kirche und moderne Arbeitswelt" bietet auch ein ebenfalls von Klaus von Bismarck herausgegebenes Heft der Reihe „Kirche im Volk" (Kreuz-Verlag, Stuttgart 1955, 72 S.).

Die Gedichte von Marie Luise *Kaschnitz* auf Seite 545 stammen aus dem Zyklus „Ewige Stadt — Rom-Gedichte", der 1952 im Scherpe-Verlag, Krefeld, erschien (26 S., geb. 3,— DM) und den Bernt von Heiseler im vorigen Jahrgang der „Zeitwende / Die Neue Furche" (S. 276) besprochen hat.

Zw./DNF.

Berichtigungen zu Heft 7: Auf S. 460 ist der Punkt am Ende der 1. Strophe des Gedichts von Krolow zu streichen; auf S. 463, 11. Zeile von unten muß es heißen: „*kühne* Intervalle".

Mitarbeiter: D. Hans Asmussen DD., Kiel, Faldestr. 9 / Erich Dethleffsen, Frankfurt/M., Lersnerstr. 42 / Architekt Professor Martin Elsässer, Stuttgart-O, Hackländerstr. 28 / Dr. Albrecht Hege, Hohebuch-Waldenburg, Württemberg / Studiendirektor Gerhard Heintze, Hildesheim, Klosterstr. 8 / Professor Dr. Ernst Kinder, Münster i. W., Martin-Luther-Str. 4 / D. Dr. Rudolf Alexander Schröder, Bergen, Oberbayern, Sonnleithen